3143

Die

Schlacht bei Forbach

und die

Wehrkraft des deutschen Volkes

Ich weiss einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach' dabei;
Sie trägt kurfürstliche Uniform
Und hat einen Zopf, der ist enorm.
Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, den schiesst sie tot.

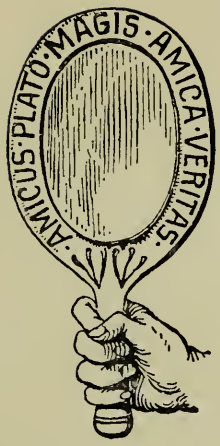
Heinrich Heine

TACITUS MINOR

Politischer Verlag, Leipzig, Eilenburgerstr. 11
Mai 1904

MUSEUM FRANCISCO CAROLINUM LINZ A/D

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.



In Deutschland ist es immerhin eine nationale Tat, die Schriftsteller militärischer Provenienz begehen, wenn sie uns gewöhnliche Menschen auf Schäden in der Armee aufmerksam machen. Sie versäumen dann niemals mit dem Schlußakkord zu trösten: „Zwar in diesem Falle sei mancherlei auszusetzen, aber man brauche ja bei der bekannten Wachsamkeit und alles umfassenden Intelligenz unserer militärischen Behörden solche Sachen nur anzutippen, um sogleich einer scharfen Prüfung mit nötigen Falles auf dem Fuße folgender Abstellung des Manko gewärtig zu sein. Selbstverständlich sei alles Übrige in bester Verfassung, wie es nicht anders zu erwarten sei in einem Staatswesen, dessen Leiter so ganz und gar von Weisheit, Stolz, Mut und Gemeinsinn durchdrungen seien.“ Das ist gewiß ein schöner Schluß, und er verfehlt auch nie bei dem

guten, strenggläubigen und mit seiner Steuerpflicht sich bescheidenden Untertanen eine gehobene Stimmung zu hinterlassen. Er weiß doch nun, wofür er das schwere Geld alles ausgibt. Allein es gibt auch schlechte Menschen, kalte Zweifler, Ungläubige, die durch die Häufigkeit und Verschiedenheit der Beanstandungen sowie durch eigene trübe Erfahrungen das Gedächtnis nicht verloren haben. Sie wollen wenigstens die Sachen besehen, welche anzufassen strengstens verboten ist, dieweil sie das nichts angeht. Denn das Heer stehe als eine Art Selbstzweck außerhalb des Volkes, und nur in Zahlungsangelegenheiten seien gewisse Beziehungen zugelassen. Pascholl! Leider gehört der Verfasser dieses Traktätchens zu der schlechten Sorte von Menschen, zu den Ungläubigen, und besteht darauf, eine kleine Besichtigung der Armee außerhalb der Paradeaufstellung abzunehmen. — Wenn der deutsche Hurrapatriot, dessen starke Seite das Denken bekanntlich nicht ist, noch vor kurzem von der Armee hörte, so verband er damit von Traditionswegen die Vorstellung von Erhabenheit und Unbesiegbarkeit. Ein Krieg mit zwei, sogar mit drei Fronten war ein siegreicher, denn ob wir die Österreicher für oder gegen uns hätten, mache nicht viel aus. Was mit denen los sei, hätten sie ja 66 gezeigt und vieles habe sich dort seitdem nicht geändert. In Frankreich, das ebenfalls nach der Niederlage von 70/71 und nach dem Dreyfuß-Prozeß beurteilt wurde, sei die Armee wohl an Zahl gestiegen, aber sehr auf Kosten der Qualität, wie sich von selbst verstehe; nur bei uns könne die Vermehrung zugleich auch vertiefend wirken. Und nun erst Rußland! Bei der Korruption und dem Suff! Ganz besonders wurde für jeden etwaigen

Ausfall an Zahl die riesenhohe Überlegenheit unserer Führung ins Feld geführt. Kurz und gut, der Krieg nach zwei bis drei Fronten, das hatte er oft gehört und gelesen, war gewonnen. Ein Unglück war nur, daß diese Lumpen dann nicht mehr bezahlen konnten, denn für Barmittel hat Michel von jeher eine große Schwäche. Nun, schließlich nahmen wir ihnen dafür Land ab und nicht zu wenig; unsere Landesgrenzen wurden bedeutend erweitert. Wenn solche Phantasien von einem Volke stammen, das von einer begeisterten Idee beseelt, bei mäßigem Leben Geist und Körper für einen großen Zweck stählt, so sind sie auf ein gesundes Selbstbewußtsein, auf Stolz zurückzuführen. Ein kraftstrotzendes Volk hat auch ein Recht auf Utopien. Hut ab! — Na, an Michels Phantasien könnt Ihr Bedrohten getrost und ohne Erregung vorübergehen. Ihr dürft ihn nicht haftpflichtig machen für seine Redseligkeit, die seit 25 Jahren kongruent mit seinem Leibesumfang zugenommen hat. Jene bösartigen Drohungen entwischen ihm zumeist auch nur am Stammtisch, er effektuiert sie aber nicht. Durch eine tausendjährige Geschichte hat er Euch ja hinlänglich bewiesen, daß er politisch nicht ernst zu nehmen ist und sich höchstens bis zum Standpunkt der Konfusion durchschlägt. Also nichts für ungut!

Eine ebenso widerliche wie unnötige Legendenmache, die eine wahre Verdummung und Verderbnis im Volke erzeugte, hat seit 30 Jahren ganz falsche Auffassungen über unsere Tugenden vor, in und nach den letzten drei Feldzügen gezeitigt. Bevor wir weitergehen, muß daher zuerst ein Verzeichnis der wirklichen Werte aufgestellt werden.

Anno 66 hatten wir neben unserer eigenen Tüch-

tigkeit einen gleichwertigen Bundesgenossen in der Unfähigkeit der Gegner. Der Obergeneral Benedeck war wie Steinmetz ein ausgezeichneter Feldsoldat und Korpsführer, aber kein Feldherr. Wären die Österreicher, deren Kavallerie und besonders deren Artillerie ihren korrespondierenden preußischen Truppengattungen überlegen waren, von einem nur halbwegs guten Feldherrn geführt gewesen, so wurde die erste Armee am 3. Juli geschlagen, bevor die zweite Armee eintraf. Ja, eine der preußischen ebenbürtige Bewaffnung der österreichischen Infanterie hätte schon dasselbe Ergebnis gezeitigt. Der Prinz Friedrich Karl hatte, hauptsächlich aus Unkenntnis der Stärke des Feindes und ohne des Zeitpunktes der Ankunft der zweiten Armee auf seinem linken Flügel versichert zu sein, zu früh angegriffen und seine Armee in eine höchst fatale Lage gebracht, die von Rechtswegen zur Niederlage führen mußte. Fast gelang es dem Prinzen, den strategischen Aufmarsch zu stören und die in letzter Stunde getroffenen einfachen und klaren Generaldispositionen Moltkes zu durchkreuzen. Nur Blumenthal griff im Sinne Moltkes ein. Auch die Elbarmee, deren Führer, Herwath von Bittenfeld, seiner Stellung noch weniger gewachsen war, wäre nicht nur um ihre mäßigen Erfolge gekommen, sondern wahrscheinlich auch geschlagen worden. Es kam gottlob anders. Die kopflose österreichische Führung ließ den Kronprinzen, ohne ihn im Anmarsche auch nur im Geringsten aufzuhalten, was leicht war, ungehindert herankommen. Hätte nun die Elbarmee ihre Pflicht getan wie die zweite Armee, so wäre eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten geschlagen. Bei richtiger Verwendung und dem Einsatz aller ver-

fügbaren Truppenteile im Sinne Napoleons und Gneisenaus und der Anwesenheit der zahlreichen, hintenan marschierenden Kavallerie mußten wenigstens hunderttausend Gefangene gemacht werden, statt zwanzigtausend. Die Unterlassung der Verfolgung war und bleibt ein Fehler erster Ordnung, obschon unsere Legendenmacher zu seiner Beschönigung schweißtriefend für den Papierkorb der Weltgeschichte arbeiten. Sie ist hauptsächlich auf den schlechten Aufklärungsdienst zurückzuführen, und teilweise auch wohl auf die Unpäßlichkeit Moltkes, der an einem starken Fieber litt. Es fehlte jede Gesamtübersicht und von 2 Uhr ab auch jede einheitliche Leitung der Schlacht. Die Aufklärung durch die Führer der I. und der Elbarmee war so mangelhaft, daß man gegen Abend im Hauptquartier noch nicht recht wußte, ob man gegen die ganze Nordarmee gefochten hatte und auch später nicht annähernd die Bedeutung des Sieges kannte. Gleich mangelhaft war die Verbindung der drei Armeen unter sich während der Schlacht, woran der verfrühte Angriff des Prinzen Friedrich Karl und der weiter unten erwähnte Fall des Günstlings v. Bonin, des Führers vom 1. Korps, die Hauptschuld tragen. Auch zwischen dem rechten Flügel der 1. Armee und dem linken der Elbarmee klaffte eine weite, gefährliche Lücke. Sogar der Nachrichtendienst zwischen den Armeen war ein ganz ungenügender. So wußte z. B. der linke Flügel der 1. Armee, die 7. Division, früher von dem Eintreffen des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde als das Hauptquartier. Der Sieg ließ uns die schweren Fehler nicht büßen.

Proben des äußersten Leistungsvermögens d. h. der Qualität der Truppe gaben Fransecky mit der

7. Division im Swiepwalde, Hiller mit der 1. Gardedivision beim Sturmmarsch auf Chlum und Steinmetz mit dem 5. Korps bei Skalitz. Sie erstritten mit starken Minoritäten großartige Erfolge. Steinmetz war es auch, der bei Königgrätz mit seinem intakten, im Rücken des vollständig deroutierten Feindes stehenden Korps die Verfolgung aufnehmen wollte, was ihm jedoch verboten wurde. Wir haben 70/71 auch nur drei Taten größeren Stiles, die sich mit diesen vergleichen lassen: Den Kampf des 3. Korps unter Alvensleben bei Mars-la-tour, den Kampf des Gardekorps bei St. Privat und die dreitägige Defensivschlacht des Werderschen Korps an der Lisaine unter der Führung seines Generalstäblers Oberstleutnants Lesczynski.

Der Korpsgeneral v. Bonin, ein in der Hoftluft aufgewachsener Soldat, war dazu berufen, am ersten Tage von Trautenau der Welt zu zeigen, daß die Preußen bei schlechter Führung auch vor einer gleichen Anzahl Feinde bildschön ausreißen können. Für das historisch schlechte Gedächtnis Michels immerhin ein respektables: Memento mori! Auch bei Königgrätz versagte dieser Hofmann noch einmal; er kam mehrere Stunden zu spät, trotzdem er zuerst und rechtzeitig den Befehl zum Aufbruch nach der rechten Flanke der Österreicher erhielt. Fast fünf Stunden brauchte er, um sein Korps auf die Beine zu bringen, und er brachte durch diese verbrecherische Bummelei die 7. Division und mit ihr die Armee des Prinzen Friedrich Karl in eine verzweifelte Lage. Wenn nun auch die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli verloren ging, so wäre der Feldzug trotzdem gewonnen gewesen, allerdings mit erheblich größeren Opfern, zumal auch der Ausbruch der Cho-

lera begann. Der kluge, tüchtige und praktische König Wilhelm, der große Organisator und Erzieher Roon und der geniale, besonnene, klare und stets entschlossene Stratege Moltke, der leider kein großer Taktiker war, hatten in den letzten 5 Jahren fleißig vorgearbeitet. Sie arbeiteten mit gleicher Einsicht und Ausdauer weiter bis 70, und es gelang ihnen, die Schäden der Kavallerie und vornehmlich der Artillerie von 66 zu beheben, ohne Vernachlässigung der ausgezeichneten Infanterie. Auch in der Führungskunst wurden bis 70 Fortschritte gemacht, zumal ein großer Nachwuchs von tüchtigen Führern aller Grade vorhanden war. Es wäre undankbar, ohne Gruß an dem damaligen Chef des Militärkabinets, Manteuffel, vorüberzugehen. Durch eine rücksichtslose, aber gerechte Ausmerzung des alten Führermaterials verjüngte er die Armee im guten Sinne des Wortes. Wenn es ihm trotzdem nicht gelang, alle Günstlinge zu entfernen, so war das nicht seine Schuld. Und wenn er sich später als Statthalter nicht bewährte und den Reigen der Generäle eröffnete, die den Beweis erbringen sollten, daß Generäle nicht alles können, so trifft diejenigen die größere Schuld, die ihn dazu veranlaßten. — Abends auf dem Schlachtfelde von Königgrätz sagte Roon zu seinem Freunde Bismarck: „Heute hat uns der brave Musketier noch mal herausgerissen!“ Dies Wort ist für jeden Kenner die beste Kritik der Schlacht; es verdient ein Denkmal. Den ganzen Ruhm seiner Stellung konnte der Musketier aber nur erringen durch die Bewaffnung mit dem Zündnadelgewehr, das dem österreichischen Vorderlader um vieles über war und ein Hauptmotiv des Sieges wurde.

So kam das Jahr 1870 heran. Die Artillerie war

bedeutend verbessert am lebenden und toten Material, was sie in wirksamer Weise zum Ausdruck brachte. Auch die Kavallerie hatte recht gute Fortschritte gemacht, nur war ihre Verwendung und Führung, einige Ausnahmen abgerechnet, nicht viel besser als 66. Die Armeeleitung hatte also aus den eigenen großen Fehlern und aus den großen Lehren, die schon vor 66 der südstaatliche General Stuart gab, nur wenig gelernt. Hiermit steht in ursächlichem Zusammenhang, daß der Aufklärungsdienst wohl besser gehandhabt wurde als 66, aber längst nicht musterhaft. Selbst die brave Infanterie war technisch noch gehoben und beweglicher geworden. Ihre Gefechtsformation aber, die dickmassige Stoßtaktik, blieb die alte. Die Armeeleitung hatte auch hier, wie bei der Kavallerie, die Erfahrungen von 66 nicht ausgenützt. Aus dem gewaltigen Defensivkampfe der 7. Division im Swiepwalde unter Fransecky, der sich fünf lange Stunden abwechselnd gegen den Ansturm der dreifach überlegenen, tapferen österreichischen Infanterie und 100 Kanonen siegreich behauptete, ging u. a. die große Überlegenheit des Schnellladers, besonders für Defensivstellungen, auch für schwache Augen sichtbar hervor. Dieselbe eklatante Bestätigung lieferte an demselben Tage noch der todesmutige Angriff des tollkühnen österreichischen Generals Graf Gondrecourt mit drei tiefformierten Infanteriebrigaden auf Chlum. In weniger als 30 Minuten verlor er fast ausschließlich durch die Zündnadel die Hälfte seiner Mannschaft. Erst nach St. Privat mußten wir die massenmörderische tiefe Formation der Infanterie verlassen, nachdem dieser alte Zopf Blutströme gekostet hatte, wie später noch erwähnt wird. Auch der ebenso mißachtete wie un-

entbehrliche Train, der 66 fast vollständig versagte, erfuhr bis 70 eine tiefgehende Umgestaltung, die ihn den erhöhten Ansprüchen gerechter werden ließ. Die Verwendung der technischen Truppen wurde gleichfalls eine weit bessere als 66, wo sie, namentlich bei Königgrätz, ganz unzulänglich war. Überall, bei Führern wie bei Mannschaften, ist ein Überwiegen der Erziehung bemerkbar, während die Fähigkeit der Verwendung, namentlich der taktischen, mancherlei zu wünschen übrig ließ. Jedenfalls verdiente die Qualität der Truppen eine bessere Führung. Doch alles in allem hatten sie fleißig gearbeitet und Erfahrungen verwertet, die Preußen von damals. Bis zu dem für sie erreichbaren Grade der Vollkommenheit drangen sie allerdings nicht vor; sie konnten es noch weiter bringen.

Bei den Franzosen sah es nicht gut aus. An der Spitze ein Kaiser, der nichts vom Heereswesen verstand, und der in der äußeren Politik ein Salontiroler war. Die Hauptführer, insbesondere Mac Mahon, ähnelten mit Bezug auf Führungsgaben dem Österreicher Benedeck, obgleich sie an seine Popularität nicht heranreichten. Auch die Unterführer entsprachen ihren österreichischen Kameraden von 66, persönlich tapfer, meist mäßig veranlagt und zum Eigenwillen neigend. War in Österreich die Artillerie die beste Waffe, so war sie in Frankreich die schlechteste. Sie hatte ausschließlich gezogene Vorderlader, während die deutsche Schwesterwaffe ausschließlich gezogene Hinterlader führte. Die französischen Geschosse waren miserabel, es sind bis 50% Versager vorgekommen. — Die Infanterie war zweifellos tüchtig und hatte im Chassepot eine Waffe, die bis auf die Metallpatrone unserm nach dem Feld-

zuge eingeführten Modell 71 gleichkam. Zumeist kannte sie das Gewehr erst zu kurze Zeit, um diese gefährliche Waffe mit Erfolg zu handhaben; sie schoß schlecht. Sie war größtenteils erst kurz vor dem Feldzuge damit ausgerüstet, was der durch den Tod des Marschalls Niel verursachten Stockung in der Reorganisation des französischen Heeres zuzuschreiben ist. Daher ist es uns auch geglückt, durch besseres Schießen und bessere Schießdisziplin die Nachteile des weit unterlegenen Zündnadelgewehrs auszugleichen. Sonst war sie die beste Waffe des französischen Heeres, tapfer, ausdauernd und geschickt und ihrer österreichischen Schwesterwaffe von 66 wohl überlegen. Sie hat sich bei gleicher Nötigung nie zu einer so panikartigen Deroute hinreißen lassen, wie die zweifellos tapfere, aber allmählich durch die Zündnadel demoralisierte österreichische am 3. Juli 66, trotz ihrer heldenmütigen Offiziere. Zu unserem großen Glücke starb 1868 der fast an Roon heranreichende Marschall Niel mitten in seiner Reformarbeit. Dieser Tod wurde für die französische Armee verhängnisvoll. Niel gehörte, wie schon angedeutet, zu den seltensten Menschen, den Erziehern und Organisatoren d. h. den Erschaffern. Auf einen Erschaffer kommen immer fünf und mehr gleichbedeutende Köpfe anderer Geistesrichtung, die das Erschaffene verwerten können. Die Reorganisation stockte bis zum Ausbruch des Krieges. Hätte Niel noch zwei Jahre gearbeitet, es wäre uns 70 sicher nicht so gut gegangen. — Schließlich sei noch an die große numerische Überlegenheit auf unserer Seite erinnert, die eine der vornehmlichsten Ursachen unseres Sieges wurde. Alles addiert auf beiden Seiten und gegeneinander verglichen: Wir fochten

mit gewaltiger Übermacht, deren etwas kleinere Hälfte uns unverdient zugute kam, was wir immer so leicht vergessen! Auch dieser Tatsache gebührt ein Denkmal in Erz! Und trotz dieser Überlegenheit hätte eine der unsrigen gleiche Führung uns niemals annähernd solche Erfolge gebracht. Wäre die Führung eine bessere gewesen als die unsere (das gibt es nämlich auch), so war an eine Niederlage mit Landabnahme nicht zu denken. Wir mußten uns im besten Falle mit einer Erstattung der Kosten begnügen. Diese Beurteilung darf mit dem Ausblick auf die gewaltige Erhebung des tapferen und begeisterten französischen Volkes nach dem Sturze des Kaiserreiches um dringendes Gehör bitten. Die fast gänzlich führer- und rückgratlose Erhebung hat uns schon ernorme Schwierigkeiten bereitet. Sie wäre gekommen, ob kaiserlich oder republikanisch, sie galt nur dem Landesfeinde. Was wurde, wenn sie aufgenommen wäre durch einen Bestand von 300 000 alten Troupiers!? — Dieser Perspektive folgt nur noch eine ganz kurze Verfolgung einiger Gesichtspunkte, bevor wir uns der eigentlichen Aufgabe widmen. Ein großer Fehler lag von vornherein in der Auswahl der Armeeführer. Man hatte sich in Steinmetz vergriffen, aber auch Prinz Friedrich Karl war nicht so hervorragend als Führer, daß ein Göben ohne Armee bleiben durfte und sich mit einem Korps begnügen mußte. Obwohl persönlich mutig und ein tüchtiger Korpsführer, fehlten ihm zum Feldherrn der stets bereite moralische Wagemut, die klarblickende Phantasie und — die Verleugnung von Eigensinn, wodurch er der Oberleitung manche Schwierigkeiten bereitet hat. Mit kurzen Worten: Er war auf dem Gebiete der höheren Führung kein

wahrer Künstler. Seine Bedeutung lag auf dem erzieherischen Gebiete, auf dem er wirklich Großes geleistet hat. Er war wie geschaffen zu der Stellung eines Generalinspekteurs der Infanterie und Kavallerie unter Roon und hatte diesen Truppen einen ansehnlichen Mehrwert verliehen. Von den damaligen Prinzen, so weit sie mindestens Divisionäre waren, haben nur die beiden Kronprinzen Albert und Friedrich Wilhelm ihre Stellungen ganz ausgefüllt. Albert war ein besonnener und folgsamer Führer höheren Stils, und Friedrich Wilhelm ließ Blumenthal neidlos freies Spiel, obgleich er nicht ohne Verständnis war. Er wirkte mehr durch seine glänzende Persönlichkeit und seinen hohen Mut auf die Massen; es war herzerhebend, ihn in Lebensgefahr zu sehen. Die Führerstellen von drei bis vier Korps waren ebenfalls mit unzulänglichen Kräften besetzt, darunter auch der vielbesungene Werder. Sollten wir uns im nächsten Kriege denselben Luxus in der Besetzung der Führung gestatten, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, so würde das sehr böse Folgen haben. Der Zukunftskrieg erlaubt nur die Rücksicht auf das Nützliche, denn eine seiner verlorenen Schlachten wiegt soviel wie zwei frühere, wenn nicht mehr. Den Verlauf des Krieges zu verfolgen, führt zu weit. Wir haben brav gekämpft und mit vaterländischer Begeisterung, zumeist in der Übermacht. Wir waren meistens gut geführt, doch mitunter auch schlecht. Wir waren von besserem Material und disziplinierter als die Österreicher und Franzosen, und wir haben uns 66 und 70 so anständig benommen, wie noch nie eine siegreiche Armee im Lande des Feindes. Immer sei wieder betont, daß die unfähige Führung des Feindes unser bester Alliierter war.

Weichen wir niemals von dieser Ansicht und auch nicht davon, daß uns eine feindliche Führung wie die 66er und 70er nicht wieder offeriert wird.

Wir stoßen heute an jedem Ende des Reiches auf eine Führung, die unserer von 70 wenigstens gleichkommt, mit Ausnahme des Sologängers Moltke vielleicht. Die Ansichten über Führung sind abgeklärter und viel mehr Gemeingut geworden als vor 70. Der in beiden Feldzügen im großen und im kleinen so unfertige Aufklärungsdienst, das Sehen, ist wieder zu Ehren gekommen; er wird wegen der Gefahr des Frontalangriffs durch die verbesserten Waffen noch nicht dagewesene Marsch- und Verpflegungsansprüche stellen. Die Ausbildung der Heere und die Bewaffnung ist augenblicklich überall dieselbe. Bei gleicher Führung können nach enormen Opfern nur die besseren Nerven die Oberhand gewinnen, und bei gleichem Material an Inhalt und Zahl nur die bessere Führung. Aus den vier großen Faktoren, Führung, Ausbildung, Bewaffnung und Nerven, zu denen noch die Zahl und die treibende Idee treten, besteht die Kraft eines Heeres und Volkes.

Nach dem Jahre 1870 arbeitete ganz Europa fieberhaft an der Vervollkommnung seines Heerwesens. Auch wir standen nicht still, obgleich wir naturgemäß nicht in dem Tempo fortschreiten konnten, wie die übrigen Großmächte, namentlich Frankreich. Wir sahen bald ein, daß wir Frankreich beim Kriegsschluß finanziell lange nicht genug geschwächt hatten; es steht uns heute, auf die gleiche Zahl bezogen, wie zu unserer Ehre angenommen sei, ebenbürtig an der Seite. Ja, es ist leicht möglich, daß sich durch das doppelt überlegene französische

Schnellfeuergeschütz diese Annahme nicht aufrecht erhalten läßt. Auch Österreich und Rußland verfügen über gleichwertiges Material, und mit den Nerven wird Rußland wohl allen vorangehen.

Mit dem voreiligen Abgange Roons, 1873, verloren wir den Mann, der uns über die Verdauung unserer großen Erfolge ohne Schaden an Leib und Seele forthelfen konnte. Damals bildete sich das Bewußtsein unserer gänzlichen Sonderstellung auf dem militärischen Gebiete bei Volk und Heer. Wir haben 64, 66 und 70 gesiegt, folglich wird weiter gesiegt, kalkulierte Michel und vertilgte heißhungerig Legenden, das Leibgericht für schwache Köpfe. Die Armee bekam einen prätorianerhaften Charakter und ignorierte ihren Ernährer. Langsam ging es weiter auf dieser Bahn. Die Armee war Ende der siebziger Jahre schon so feudal geworden, daß es mit dem Offiziersersatz haperte. Dies Tempo konnte das Volk nicht mitmachen. Der Einfluß des alten Kaisers verringerte sich mit dem Alter, trotzdem er eifersüchtig darüber wachte; die Armee war sich selbst überlassen. Die ganze Last ruhte auf Albedylls Schultern, der durch eine gerechte Besetzung der Führerstellen die Armee vor Verfall bewahrte, obschon er ihr keinen außeretatsmäßigen Fortschritt aufzwingen konnte. Merkwürdig bleibt es, daß man den einzigen Mann, der dies konnte, den einzig würdigen Nachfolger Roons, den Admiral Stosch, nicht auf seinen Platz stellte. Daß dieser Mann einen organisatorischen Kopf hatte, mußte man wissen. Er hat sein Genie bei der Verwaltung der Marine, wohin man ihn abschob, denn auch glänzend offenbart. Er mußte somit auf einem kleinen Gebiete reformatorisch arbeiten, was er bis Anfang der neunziger

Jahre auf einem großen konnte. — So kam die „neue Zeit“ heran.

Der Offizier. Immer mehr auf sich selbst zog sich das Offizierkorps zurück. „Der beste Verkehr für den Soldaten ist der Soldat“, wurde die Parole, Einseitigkeit und Unbeliebtheit die Folgen. Das zu bestreiten steht nur Kriegsministern zu. Für die weitere Verflachung des Geistes sorgte die Proklamierung des Grundsatzes, daß die mittelmäßige Bildung für den Offizier die einzig richtige sei. Die Hauptsache bleibe eben die Gesinnung. Als sich vor einigen Jahren ein weitreichender Mangel an Ersatz für die Kriegsakademie fühlbar machte, brachte man diese fatale Erscheinung zum ersten Male vorsichtig mit den Grund- und Lehrsätzen der „Neuzeit“ in Verbindung. Nach weiterem arroganten Auftritte der zur Herrschaft ausgerufenen Mittelmäßigkeit bekamen die Ausrufer einen großen Schreck und bliesen Retraite, bis ihnen die kurze Puste ausging. Aber die Mittelmäßigen sind nun mächtig geworden an Zahl, sie scheren sich den Teufel um das Getute und denken nicht daran, andere Usancen aufkommen zu lassen; sie wollen ihre Individualität ausleben. Neben diesen erfolgten noch viele und vielerlei Angriffe auf das Heer, die gelegentlich registriert werden. Zu Ehren des Offizierkorps sei gesagt, daß es sich in seiner großen Mehrheit tapfer gewehrt hat; doch seit einigen Jahren ist eine allgemeine Erschlaffung eingetreten, die sich in stummer Ergebenheit und Interesselosigkeit äußert. Es sieht sich allein auf dem Felde, das von Fahnenflüchtigen bedeckt ist. Jedenfalls hat die Armee dem Verfalle länger Widerstand geboten als das Volk, das sich ihm mit Leib und Seele verschrieben hat. Die Zeit sucht

sich ihre Vollstrecker, und die haben wir in ansehnlichen Posten, und solche Leute lassen sich nicht dreinreden. Sie sind von der Heiligkeit ihrer Sendung durchdrungen und wissen alles am besten. Sie sind die Liquidatoren der Zeit, die auf Begleichung ihres Saldos drängt. — Wenn der geistvolle Agrarphilosoph Rudolf Mayer bei der Besprechung des Börsen- und Gründungsschwindels des 1873er Krachs und seiner Folgen vor 25 Jahren noch mit Recht sagen konnte: „Der preußische Leutnant war der Kulturträger, er allein widerstand den Lockungen des raffinierten Lebensgenusses und der Anbetung des goldenen Kalbes", so würde er sich heute wohl hüten vor solchen Tiraden. Der Leutnant ist durch den Zivilisten, das Heer durch das Volk hineingerissen in den Strudel. Heer und Volk sind nicht mehr zu trennen, trotz aller Versuche; sie sind siamesische Zwillinge geworden, die für gute und böse Tage vereint sind. Auf den längst begonnenen Verfall des Volkes und seiner Führung kommen wir noch häufig zurück. Er ist auch bereits allgemein quittiert und wird von niemand ernstlich bestritten. Hält man dem heutigen Deutschen vor, daß es stark bergab gehe mit uns, so wird er das gar nicht leugnen. Er antwortet einfach: „Mit den andern ist auch nicht viel los." Man braucht kein Psychologe zu sein, um dieses Symptom zu deuten und zu bewerten.

Ein Wort von der Bedeutung des Roonschen bei Königgrätz und des Stoffelschen bei Düppel, auf das wir später noch stoßen, ist dieser Tage von der ersten französischen Heereszeitung gesprochen bei der Kritik des Prozesses Bilse.

„La France Militaire" schließt eine lange, sehr ruhig und sachlich gehaltene Besprechung des Pro-

zesses Bilse mit folgenden Worten: „Übertreiben wir nicht die Beweiskraft von Romanen, wie der des Leutnants Bilse ist. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß sie ein Zeichen unleugbarer Mißstände sind, zumal wenn man den Mangel an Fahnenjunker bei einzelnen Waffen bedenkt, die Unsicherheit der Laufbahn, die durch die vorzeitigen Abschiede verursacht wird, und den wachsenden Geldbedarf in einem Lande, das täglich mehr nach materiellem Genusse drängt. Achten wir also nach wie vor das deutsche Heer und sein Offizierkorps, deren sittlicher und militärischer Wert im ganzen unbestreitbar ist, aber hüten wir uns vor ihrer Überschätzung! Wir brauchen den Vergleich mit ihnen weder auf kriegerischem Gebiete zu scheuen, noch auf dem der Sitten und des privaten, wie gesellschaftlichen Lebens!“

Dieses Urteil von blutiger Wahrheit verdient an jedem Kreuzwege angeschlagen zu werden! Sein voller Wert kommt erst zur Geltung, wenn die Reserve des Tones der Blätter dieser Art berücksichtigt wird.

Vor etwa 25 Jahren sagte der spätere Kähler-Pascha: „Die Armee wird nicht besser, bis der Adel heraus ist.“ In diesem Ausspruch liegt ein gut Teil Wahrheit, wenn man ihn nicht formalistisch auffaßt. Er war gerichtet gegen den damals sich schon lebhaft regenden, sich abschließenden und hochmütigen Junkergeist und trifft nicht etwa alle Leute adligen Namens. Auch in bürgerlichen Kadavern domestiziert er sich, und nur seines geschichtlichen Charakters wegen führt er jenen Namen. Dieser speziell preußische Junkergeist hat noch immer den Verfall bedeutet; er riecht, wenn seine

Zeit gekommen ist. Als Friedrich Wilhelm I., neben Peter I. das größte Organisationsgenie universeller Veranlagung der letzten zweihundert Jahre, das preußische Heer und Beamtentum schuf, erzog er sie nach demokratischen Grundsätzen im guten Sinne des Wortes, von denen beide heute noch zehren. Fast die Hälfte der Offiziere war bürgerlicher Herkunft, und beim Beamtentum war der bürgerliche Bestand noch größer, und das wollte damals etwas heißen. Das Verdienst war ihm in jedem Gewande willkommen. Was war Friedrich II. ohne diese Armee! Von ihrer eisernen Pflichterfüllung, von ihrer nie versagenden Disziplin, von ihrem Ehrgefühl konnte er verlangen was er wollte; er ging nie mit leeren Händen heim. In seinem späteren Alter geriet Friedrich bekanntlich auf Abwege. Die höfisch glatteren Formen der adligen Offiziere und ihre bessere weltmännische Erziehung veranlaßten ihn zu einer rücksichtslosen Bevorzugung des Adels. Seinen Beinamen „der Große" hat er sich aus dieser Tat nicht geholt. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., fuhr fort in diesem Geiste und gesellte zu dem Feudalismus noch Ruhmsucht, Zuchtlosigkeit, Verschwendung, Frömmelei und anderen Spuk. Genau 20 Jahre nach dem Tode Friedrichs, 1806, wurde diese Armee samt dem Staate leicht und vollständig in Stücke zerschmettert. Die Weltgeschichte kennt wenige Beispiele eines solch jämmerlichen Zerfalls. Am meisten wunderte sich Napoleon. Dabei hatte die Armee unter der 10jährigen Verwüstungsarbeit des persönlich mutigen dicken Königs in zwei Feldzügen gut gefochten, allerdings nur gegen mittelmäßig ausgebildete und geführte Heere. Er wäre auch allein nicht imstande

gewesen, sie in der kurzen Zeit so zu verhunzen, wenn er sie intakt aus der Hand Friedrichs empfangen hätte. Die unfreiwillige Beihilfe Friedrichs an der Katastrophe ist noch lange nicht genügend betont. Er hatte seine letzten 15 Jahre weder organisiert noch erzogen und reichte darin überhaupt niemals an seinen Vater heran. Er erschuf tote Kräfte, Maschinen, die, veraltet oder durch Rost zerfressen, den Dienst versagten. Die Armee hatte keinen moralischen und geistigen Inhalt mehr, und Friedrich Wilhelm II. und III. konnten ihr auch keinen überflüssigen ablassen. Das wenige Gute, was Friedrich Wilhelm II. noch hinterließ, verknöcherte der gleich wankelmütige und geistig unfähigere Friedrich Wilhelm III. vollkommen. Es werden seit Jahren für Haus-, Hof- und Familienbedarf sog. Ehrenrettungen jener Armee in Hülle und Fülle veranstaltet, aber die Geschichte wird die ganze heutige Mache samt ihren Lieferanten in den Müllkasten werfen. Die Armee vom Jahre 1806 und der Staat waren morsch an Haupt und Gliedern; der Junkergeist war allmächtig in ihnen. Der Hochmut, dieser Bastard des Stolzes, diese Überschätzung des eigenen Wertes und Unterschätzung des Wertes anderer, kannte keine Grenzen. Der Junkergeist war der Zwingherr des Volkes und hatte im Bunde mit den Fürsten und Regierungen dafür gesorgt, daß ein Freiheits- und Nationalgefühl im Lande nicht aufkommen konnte. Das in dumpfer Hörigkeit gehaltene preußische Volk wurde mit einem Streiche gefällt von der entfesselten französischen Volkskraft. — Nach diesem tiefen Falle kam eine lange Zeit namenlosen Elends heran, die natürlich, wie jedes Unglück, auch ihr Gutes hatte. Da es uns seit langer Zeit an guten positiven

Beispielen gefehlt hatte, so wurden wir durch eine Art negativen Beispiels, durch Prügel, auf den Weg der Besserung gewiesen. Die falschen Werte verschwanden mit den falschen Propheten, es kam ein neuer Geist über die Preußen. Der Adel lernte den Bürger und Bauern achten und schloß in seinen besseren Elementen sogar Freundschaft mit ihm, und sei es auch nur zu dem Zwecke, das Vaterland zu retten. Der Junkergeist war hierbei nicht zugegen, kein Mensch kannte sein Domizil. — Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Was das Preußenvolk in den Jahren 1813—15 getan, wird ewig leuchten. Es war ein stark demokratischer Geist im guten Sinne, der den besten und größten Teil des Volkes durchdrungen hatte, ob bürgerlichen Herkommens oder adligen. Alles fand sich in der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande. — Der Feind war zertreten. Mit Ruhm bedeckt, arm und ohne Ansprüche zogen die Freiheitskämpfer heim unter dem Jubel des Volkes. Doch, siehe da! Im Empfangskomitee, in einem vergilbten Gewande altfränkischen Schnittes, mit eingefallenem Gesicht und Magen, aber sonst in unverkennbarer Ähnlichkeit, befand sich auch unser alter Alliierter von Jena und Auerstädt. Man hatte ihn längst totgesagt. Herablassend erklärte er sich sofort bereit, den Lohn für die Strapazen und Entbehrungen der anspruchslosen Freiheitshelden einzusacken, was höheren Orts auch dankbar bewilligt wurde. Seine erste Tat war, dem freiheitsfeindlichen und zaghaften Friedrich Wilhelm III. zu beweisen, daß es kein Wortbruch sei, das in der Angst gegebene Verfassungsversprechen nicht zu halten. Wer sich deswegen totschießen ließ, hätte sowieso nichts mehr davon, und die Überlebenden brauchten keine Verfassung. Der

König hat diesen Rat auch getreulich, und diesmal ohne Zagen, befolgt bis an sein seliges Ende. Er schickte als Ersatz für die Verfassung die Freiheit und ihre Mohren auf die Festung. — Nachdem der Junkergeist sich in Preußen wieder wohnlich eingerichtet hatte, hielt er unter der Devise „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" von 1815—60 Volk und Heer im Banne. Beide konnten während dieser Zeit nicht aufkommen. Die Revolution von 1848 und die ohne Schwertstreich verlorene Schlacht von Olmütz bezeichnen den Höhepunkt seiner Wirkung. Der unverdiente Dank des Vaterlandes gebührt den Männern, die Blutvergießen verhütet und Schimpf und Schande auf sich nahmen, denn wir konnten damals kein Blut missen. Keines seiner anderen Werke steht auf den Ruhmesblättern der preußischen Geschichte. — Anno 60 brach endlich wieder ein Sonnenstrahl durch die Wolken. Der brave und beständige Wilhelm hatte das Staatssteuer in die Hand genommen. Dieser Mann besaß einen merkwürdig scharfen Blick für Leute, die etwas konnten. Vermöge dieser Begabung gelang das große Werk der Einigung Deutschlands. Unter ihm kamen die wirklichen Werte wieder in Kurs, und der Junkergeist zog sich mit seiner Falschmünzerei in die Einsamkeit zurück. Er wanderte aber nicht aus, da er Erfahrung hatte und seine Pappenheimer kannte. Kurze Zeit nach den großen Jahren 70/71 erschien er wieder und diesmal in bescheidener Haltung. Ein Auftreten wie dunnemals war heute nicht mehr am Platze, das wußte er ganz genau. Allein, er kann warten. Schon vor 400 Jahren mußte er häufig lange warten an der Landstraße auf Pfeffersäcke. „Langsam und beharrlich" ist jetzt seine Losung. Er ist ein gänzlich un-

fruchtbarer Geist, der nach seinem längst vermoderten Körper riecht. Er ist der Geist des Fronherrn, der Geist der Protektion und der Ignorierung der Gesetze. Zu Thron und Altar stand er stets in einem Versicherungsverhältnis auf Gegenseitigkeit, wobei die beiden ersten mitunter schlechte Geschäfte machten. Er ist der Geist der unbegründeten Überhebung und der Fanatiker für äußere Ehre unter Mißachtung der inneren. Nach unten gebärdet er sich herrisch und nach oben devot. Er hat uns in der ganzen Welt verhaßt gemacht und ist jetzt dabei, dem Bund der Landwirte den Ruf zu verstänkern. Wie die Krähen beim Aas, so sicher stellt er sich dort ein, wo etwas nicht in Ordnung ist, wo es faul. Mögen diejenigen, die durch moderne Schlagwörter, zeitgemäße Redensarten und ein dickes Lügengewebe hindurchsehen können, beurteilen, wie weit er von der Herrschaft Besitz genommen hat. Leider sind solche Augen selten, und leider ist der Blick in die Gegenwart fast noch schwerer als der in die Vergangenheit und Zukunft. Man sieht den Wald vor Bäumen nicht.

Von Bismarck stammt aus dem Anfang der 80er Jahre das Wort: „Den Leutnant machen sie uns nicht nach". Solche Worte schaden meist mehr als sie nützen, denn Lob vertragen die wenigsten Menschen. Leute, die viel gelobt, bewundert und überall mit offenen Armen empfangen werden, sind in den seltensten Fällen vertieft, zumal wenn sie jung sind. Das Leben wird ihnen zu leicht gemacht, sie vernachlässigen naturgemäß ihr Inneres und behalten zuviel Oberfläche. Und welcher Kultus ist mit dem Offizier seit 1871 getrieben! Dreißig Jahre wurde er verherrlicht in Wort und Bild und in Grund und Boden

gepriesen. Im Theater spielte er auf der Bühne und in den Logen die Heldenrollen, in keiner Gesellschaft durfte er fehlen. Er sah sich um unter den reichen Töchtern des Landes und griff tapfer zu. Zuerst der bürgerliche Offizier, doch vor 20 Jahren verschloß auch der adlige Offizier sein Vorurteil in der Rokkoko-Kommode und machte dem bürgerlichen Kameraden erfolgreiche Konkurrenz. Die Geldheirat ist eine Art Zubehör des bunten Rockes geworden und ein offen betriebenes Geschäft. Die Liebe hat ihre Blindheit mit dem scharfen Auge des Kaufmanns vertauscht. Die Zahl der Geldheiraten beziffert sich nach Tausenden, und — ein preußischer Kriegsminister bestritt ihre Existenz. Durch geistige Vorzüge hat sich der Leutnant diese Stellung nicht erobert. Aber schließlich wäre er ein Narr, wenn er den eitlen, rückgratlosen, bürgerlichen Emporkömmling seinen pekuniären Zwecken nicht dienstbar machte. Wie soll er sich sonst Geld erwerben, und wer entschädigt ihn für den Ausfall? Er sichert sich Wohlleben und Position, zwei dringende Erfordernisse der „Neuzeit", denn der arme Leutnant steht auf sehr unsicheren Füßen. Was ist er ohne Geld und ohne bunten Rock bei seiner einseitigen Bildung und Lebensauffassung? Kein Mensch reflektiert auf ihn. Vom Standpunkte der Armee jedoch ist dieser Zustand gefährlich, denn der reiche Kamerad korrumpiert schon ohne Absicht durch Erweckung von Neid, durch Nachahmung und Verwöhnung. Er selbst verwöhnt natürlich auch, und aus diesem Holz werden die Helden zumeist nicht geschnitzt. Eine alte Erfahrung lehrt, daß Reichtum nicht tollkühn macht und nur selten veredelt, zumal so erworbener. Das Streben nach Geld und Genuß

ist nicht nur im Volke, sondern auch im Heere ein großes geworden; die weitverbreitete Pump- und Spielwut ist ein Senker davon. Wer nichts erheiratet und nichts ererbt, sucht sich durch Spiel Betriebsmittel zu verschaffen für verschärften Lebensgenuß und Repräsentationspflichten, zwei waschechte Vertreter des „neuzeitlichen" Geistes. Das Spiel bedeutet aber die Zersetzung aller guten Eigenschaften; es wirkt ätzend wie Scheidewasser. Die Geldheirat und das Spiel sind Zeichen einer umfangreichen laxen Auffassung von wirklicher, innerer Ehre.

Schlacht bei Forbach. Für schwache Augen zeigte zum ersten Male der Prozeß Bilse ein weithin sichtbares Mene Tekel. Scharfe Augen sahen schon seit Jahren ähnliche Inschriften leuchten. In Forbach wurde im Dezember 1903 eine Schlacht geschlagen, so weitsichtig und markant wie der Sturm auf Düppel. „Die Preußen sind andere geworden, es ist ein neuer Geist über die Preußen gekommen", schrieb damals der kluge und scharfsichtige französische Militärbevollmächtigte, Oberst von Stoffel, vom Schlachtfelde an seine Regierung und fällte damit ein von der Geschichte bestätigtes Janusurteil. Die französische Regierung nahm weiter keine Notiz von diesem Urteil, aber Frankreich honorierte es mit 200 000 Leichen, 11 Milliarden und 2 Provinzen. Auch in Forbach war die Führung bis in die höchsten Spitzen engagiert. Die ganz richtige Meldung über Stellung und Stärke des Feindes beurteilte unsere ritterliche Führung nach der Qualität der Meldereiter und ignorierte sie. Sie setzte ihr eine vom Geiste der Tradition beseelte, irrige Auffassung entgegen und war gerade dabei, ein von dem berühmten Professor Lecculé erforschtes Manöver Karls

des Großen auszuführen, als sie durch einen gewaltigen Seitenstoß des Feindes überrascht wurde. Unser traditionelles Übel, die schlechte Aufklärung, forderte wieder seine Opfer. Die Armee wurde aufgerollt und die Schlacht verloren. Viele Gefangene fielen in die Hände des Feindes und leider auch Haby, der als Begleitfigur für ein auf dem Siegesfelde zu errichtendes Denkmal in Aussicht genommen war. Fast alles wertvolle Kriegsmaterial ging verloren, darunter 300 Bildhauer, Maler und Photographen, 500 vaterländische Dichter und Potsdamer Gesundbeter, 50 vom Kriegsminister abgeordnete Geschichtsforscher sowie 4 Güterzüge Marmorblöcke und Phantome. Leider wollte noch ein böser Stern, daß der Ordenstrain und damit das ganze mit seiner Ladung betraute Garde-Train-Bataillon gefangen wurde. Für den Ersatz des verlorenen Kriegsmaterials sind schleunigst umfassende Vorkehrungen getroffen. — Der nach diesen schweren Einbußen wertlose Rest von Kombattanten lief unter begeisterten Hurrarufen panikartig davon.

Der Feldherr nannte in seinem Schlachtbericht die Niederlage eine rein zufällige, die nur durch das pöbelhafte Auftreten des Feindes entstehen konnte, wofür unsre Meldereiter gehörig zu büßen hätten. Eine Wiederholung sei gänzlich ausgeschlossen, was neben weiteren schon die nahe bevorstehenden Schlachten bei Pirna und Magdeburg glänzend bestätigen würden. Diese mit großer Sicherheit abgegebene Erklärung verfehlte ihre günstige Wirkung nicht auf alle staatserhaltenden Elemente. Überall ließ man die Armee hochleben und sang die Nationalhymne unter Ausschaltung des zweiten Verses. Viktoria wurde nicht geschossen, trotzdem

sich unser Modell 96 gerade dazu vorzüglich eignet. Es ist ein Erlaß in Aussicht, nach welchem die Schlacht bei Forbach als eine „Kriegslist zur Irreführung des Feindes über unsere wahre Stärke" in die Jahrbücher der preußischen Geschichte einzutragen ist. Auch ist strengstens verboten, über jenes Vorkommnis zu sprechen oder zu schreiben, damit jede Spur endgültig verwischt wird, und alles wieder in schönster Ordnung ist. Nach dieser Garantierung des Sieges bleibt die Zerschmetterung des Feindes nur eine Zeitfrage kürzerer Frist.

Der Offizier (Forts.). Es gibt von früher her in der Armee eine Menge bürgerfreier Regimenter mit und ohne Konzessionsschulzen, die in der Neuzeit noch ansehnlich vermehrt sind, obgleich der bessere Teil der adligen Offiziere gegen diese Absonderung ist. Ein Zeichen von Bürgertrotz ist es nicht, daß die bürgerlichen Offiziere diese und andere Erscheinungen so ruhig hingenommen haben. Das Mißverhältnis des bürgerlichen Elementes zum adligen in den höheren Stellungen und im Generalstabe ist denn nachgerade ein unerhörtes geworden. Wir haben 70 % bürgerliche Leutnants, und nur 25 % aller militärischen Exzellenzen sind aus dem Bürgertum hervorgegangen. Und diese Zensur trägt der bürgerliche Offizier ruhig nach Hause, ohne zu erröten! Sie muß wohl verdient sein. Doch hieran wie an so vielem anderen trägt die sog. Volksvertretung, die bei ihrer Erschaffung als geistige und moralische Blüte des Volkes gedacht war, die größere Schuld. Anstatt mit Budgetverweigerungen das alte Gerümpel mitsamt der forcierten Tradition hinauszukehren, macht sie glänzende Parteigeschäfte auf Kosten des Vaterlandes, wie einstens unsere guten Landesväter. Das

alte Personal- und Nationallaster der Deutschen, der rücksichtslose Eigennutz, steht allenthalben wieder in voller Blüte.

Generalstab. Was die höhere Führung, besonders der Generalstab, uns zeigen wird im Ernstfalle, entzieht sich jeder Voraussage. Man ist hier auf wenige Auslassungen und Anzeichen angewiesen. Auch 1866 war es so, während man 1806 sehr siegessicher prophezeite. Wer vergleicht da? Um eine Vorstellung von der Bedeutung der Führung zu geben, wird auf die geschichtliche Tatsache hingewiesen, daß ein guter Führer die Wirkung eines Heeres verdoppeln und ein schlechter sie halbieren kann. Auf keinem anderen Gebiete des Heereswesens, außer dem der Erziehung, spielt somit die Personenfrage eine größere Rolle. Das mit einer Qualitätstruppe erreichbare Ideal ist und bleibt eine Führung, die auch den Feind führt, zum Angriff oder in die Verteidigung, mit halben Opfern oder doppeltem Erfolge. Also eine Führung, die Michel noch vor kurzem als ein Erbgut unserer Armee voraussetzte. Eingeweihte und urteilsfähige Beurteiler halten etwas vom General Schlieffen, der seit zwölf Jahren Chef des Großen Generalstabes ist, doch fehlt es auch nicht an gegenteiligen Ansichten, unter denen eine von besonderem Werte ist. Sie richtet sich jedoch wohl mehr gegen den Generalstab selbst als gegen seinen Chef. Der vor drei Jahren verstorbene Feldmarschall Blumenthal hat wiederholt ausgesprochen: „Alles Theorie, viel zu wenig Praxis, wir sind überholt von Frankreich und Österreich!“ Daß unser Generalstab zu wenig Fühlung mit der Truppe hat und einem Kopf ohne Rumpf ähnelt, steht fest. Durch eine bisher beobachtete Trennung läßt sich

ein durchweg für den Ernstfall brauchbares Führerkorps nicht schaffen. Nicht einmal die besten Köpfe vertragen eine längere Abwesenheit aus der Truppe ohne Schaden; selbst ein Moltke litt, wenigstens in taktischer Hinsicht, darunter. Dieses langjährige Übel ist schon seit 15 Jahren viel und mit Recht gerügt, es kann bösartige Folgen nach sich ziehen. Man sollte einen derartigen Verstoß gegen die elementarsten Grundsätze der Erziehung nicht für möglich halten. Ferner ist die möglichste Gleichmachung der Manöver mit dem Kriege von größter Wichtigkeit für die Führer aller Grade und ebenso für den gemeinen Mann. Eine große Ähnlichkeit läßt sich bei eisernem Ernst und der nötigen Umsicht herstellen, kein denkender Soldat wird dies bestreiten. Im Manöver sollen Führer und Mannschaften beweisen, daß sie Strapazen aller Art vertragen können. Den Führern soll Gelegenheit geboten werden, ihre Kunst in größeren Verbänden zu zeigen und zu lernen. Innerhalb der Generalidee sollen die Führer nach möglichst freien Dispositionen arbeiten usw. Die Manöver nach ihrer jetzigen Ausführung sind direkt staatsgefährlich. Sie verderben Führer und Mannschaften durch Verweichlichung, unkriegerische Aufgaben, Zersetzung der Disziplin u. dgl. mehr. Man sollte keine Mittel dafür bewilligen und die Leute zu Hause behalten, solange nicht eine vollständige Wendung der Dinge garantiert ist. — Als bekannt vom General Schlieffen gilt, daß die Personenbesetzung des Generalstabes seinen Wünschen häufig nicht entsprochen hat, und daß die Entwertung der Manöver nicht sein Werk ist. Ob er alsdann seine Person opfern mußte, bleibt vorläufig eine offene Frage, die erst der kommende Mann zu lösen hat. — Jedenfalls

haben wir nicht die Berechtigung zu dem Glauben, als seien wir, wie sich von selbst verstehe, besonders in der Führung allen anderen meilenweit voraus. Wir haben es namentlich mit zwei sehr scharfen Nebenbuhlern zu tun, mit Frankreich und Österreich. Also gerade mit zwei Ländern, deren Heere tagtäglich von den Mitgliedern unserer Stammtische aufgerieben werden. Man könnte wohl noch vielerlei sagen, allein es würde zu weit führen. Betrachten wir nunmehr die Kehrseite der Medaille.

Der Offizier (Forts.). Trotz alle diesem verfügt das Offizierkorps noch über einen großen Bestand guter Eigenschaften und guter Elemente. Noch ist es in seiner großen Mehrzahl der Träger der besten Eigenschaften des Volkes. Und wenn wir den im Volke stetig verduftenden Idealismus in immerhin noch wohltuendem Verhältnis antreffen wollen, so müssen wir das aktive Offizierkorps aufsuchen. Geistig jedoch ist es den Zeitläufen nicht gefolgt. Ja, sicherlich würde schon eine verbesserte geistige Nahrung den größten Teil der in seinem Körper abgelagerten, halb verwesten Zersetzungsprodukte verbrennen und ausscheiden. Am meisten gelitten hat der Ersatz der letzten 15 Jahre, doch läßt sich auch an ihm bei straffer Kontrolle noch vieles reparieren. Auf den Geist kann durch dienstliche und außerdienstliche Aufgaben und Belehrungen gewirkt werden, aber viel Fleiß, Ernst und Ausdauer gehören dazu. Niemand hat mehr nötig, denken zu lernen als der Offizier, und denken lernen ist die Seele des Erfolges. — Für den Offizierbewerber ist eine bessere körperliche und wissenschaftliche Vorbildung dringend erforderlich. Mit der Veredelung des Körpers und Erweiterung des Geistes werden edlere

Bedürfnisse geweckt. Sie erzeugen in Verbindung mit einer besseren praktischen und theoretischen Ausbildung ein gesunderes Selbstgefühl als das jetzige. Er verlernt die Langeweile, deren Totschlag ihn jetzt viel Kasse, Zeit und Nerven kostet. Wer etwas gelernt hat, wird sich auch in kleinen Garnisonen nicht mehr langweilen, im Gegenteil. Der Offiziersbewerber gehört ein Jahr in die Kaserne zu sorgfältiger praktischer Ausbildung auf theoretisch-technischer Grundlage. Dann soll er ein zweites Jahr die Kriegsschule besuchen, die auch erhöhtere und ernsthaftere dienstliche und außerdienstliche Ansprüche zu stellen hat als jetzt. Alles dies zusammen mit seiner besseren Vorbildung im Korps und auf der Schule wird ihn körperlich, geistig und moralisch widerstandsfähiger machen. Er muß ein Meister sein im Fechten, Turnen, Reiten, Schießen, sowie im niederen praktischen und theoretischen Dienst. Auch sein geistiger Gesichtskreis muß durch außerdienstliche Wissenschaft merkbar erweitert sein. Die wissenschaftliche Vorbildung für die technischen Truppen muß wesentlich besser sein als bisher, denn heute ist dem Offizier jeder Einjährige-Techniker in einem dem Ansehen schädlichen Grade voraus. — Ein so ausgebildeter junger Offizier kommt fertig in die Truppe, er braucht nicht für die nächsten Jahre eine unsichere Rolle zu spielen und wird nicht wie heute zumeist belächelt. Weit mehr als früher verlangt die heutige Mannschaft nach wirklichen Werten und nach dem Beispiel; die Stellung allein schafft es nicht mehr. Man soll sich viel um ihn kümmern, um ihm über die gefahrvolle Zeit des Lebenshungers ungefährdet hinwegzuhelfen. Wohlwollen mit Strenge gepaart ist ein großes Erziehungsmittel. Beide Teile,

Armee und Bewerber, werden sich gut dabei stehen. Denn eignet er sich nicht, so kann er rechtzeitig einen anderen Beruf ergreifen, er hat keine Zeit verloren und hat geistig und körperlich profitiert. Erst mit der Betätigung so rigoroser Auffassungen wird es wieder etwas heißen, Offizier zu sein, und Leute aus einem derartig vorgebildeten Offizierkorps sind überall gern aufgenommen.

Noch ein dringendes Zeiterfordernis muß besprochen werden. Wir sollten außerhalb der Großstadt eine Vorschule für Offizierbewerber begründen mit zweijährigem Kursus, Obersekunda und Prima. Mit dem Reifezeugnis für Obersekunda beginnt die Aufnahme. Auch die jetzigen Offizierbewerber mit dem Reifezeugnis für Prima sind verpflichtet zu einem einjährigen Besuche dieser Anstalt. Auf der Kriegsschule wird in erster Linie die militärische und in zweiter die allgemeine wissenschaftliche Erziehung betrieben. In dieser Anstalt soll es umgekehrt sein. Man lernt seine Leute kennen und nicht geeignete Elemente können entfernt werden. Außerdem werden die oberen Klassen der höheren Lehranstalten von Schülern entlastet, die sie nicht absolvieren wollen. Weit wichtiger aber ist, daß der Pressier, dieses Lasterbündel, der allein auf Kosten des Gedächtnisses eingepaukt wird, aus der Truppe herauskommt. Jungen Leuten, die ein Jahr die Prima dieser Vorschule und ein Jahr die Kriegsschule besuchten, könnte bedingungslos das Reifezeugnis eines Real- oder Vollgymnasiums erteilt werden. Sie haben dann im Falle der Berufsänderung, wie der Einjährige, nur das Dienstjahr bei der Truppe zugesetzt. — Niemand im Staate ist mehr auf allgemeine Bildung angewiesen als der Offizier. Fast alle großen

Feldherren waren auch hochgebildete Männer. Was ließe sich aus dem deutschen Offizier machen bei dem guten Willen, der überall noch reichlich vorhanden ist, sogar in dem recht angegriffenen jüngeren Teil! Unser Offizier könnte neben seinem schweren Berufe der Träger der Arm in Arm mit dem Verfalle schwindenden humanistischen Bildung und Gesinnung werden. Seine moralische Herrschaft könnte sich auf das ganze Volk erstrecken, denn es gibt keinen berufeneren Mittelsmann. Der beste Verkehr ist ein gebildeter Offizier, sagte schon der alte Goethe. Welches Aufwandes sittlicher, geistiger und körperlicher Eigenschaften wird der Offizier bedürfen, die Disziplin aufrecht zu erhalten bei den heutigen Ansprüchen! — Eine bösartige Krankheit, die gerade den besten Teil der zumeist jüngeren Offiziere ergriffen hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Es ist die weithin eingerissene Mut- und Hoffnungslosigkeit. Dieses gefährliche Leiden entstammt im wesentlichen getäuschten Erwartungen, die der junge Offizier von der Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit und dem geistigen und moralischen Wert derjenigen hatte, zu denen er hinaufblicken soll. Auch von der Kameradschaft hatte er höhere Begriffe. Er ist bitter getäuscht in seinem Vertrauen und schüttet nun in echt jugendlicher Weise das Kind mit dem Bade aus. Gerade darum heißt es den Mann zu zeigen und doppelt zu arbeiten. Gerade hier hat die Liebe zum Vaterlande einzusetzen, ohne sich durch sehr vergängliche Personen beirren zu lassen. Was ist eine Person, und sei sie noch so hoch gestellt, gegen die Gesamtheit des Volkes, gegen das Heimatland?! Man wirft nicht die Flinte ins Korn, wenn man sie nötig gebraucht. Das ist feige, weibisch, kopf- und gewissenlos! Nur

die ernsteste Arbeit kann Euch von diesem Übel erlösen! Pflegt den Geist, stählt den Körper und den Charakter durch eiserne Selbstdisziplin, die die wahre Freiheit bringt, dann gewinnt Ihr wieder Vertrauen zu Euch! Erhebt stolz das Haupt und duckt Euch nicht vor falschen Propheten! Ihr wißt, daß keiner da ist, der Euch helfen kann, auch nicht einer! Helft Euch daher selbst! Auf Beispiele müßt Ihr gänzlich verzichten, denn die sind ganz vergriffen! Bildet eine unsichtbare Allianz zum Schutze des Verdienstes, wenn Ihr noch so viel zuzusetzen habt! In Eurem Lager ist Deutschland!

Unteroffizier. Ist der Offizier der Kopf der Armee, so ist der Unteroffizier ihr Rückgrat. Mehr als der Offizier mit den höheren Volksschichten, steht der Unteroffizier mit den niederen in Verbindung. Mit dem Zivilversorgungsschein und vielfach vorher tritt er ganz zurück in das Volk. Die Zeit ist rückständig an ihm und er an ihr. Das Selbstgefühl der mittleren und besonders der niedern Volksschichten hat in den letzten 20 Jahren mehr Fortschritte gemacht als in den vorangegangenen 100. Es hat seine Anerkennung durchgesetzt und sich Achtung verschafft. Nur der Unteroffizier ist im allgemeinen stehen geblieben auf dem vormärzlichen Standpunkte. Er hatte früher noch einen Kameraden vom Zivil, den Schulmeister, der ihn aber seit 15 Jahren auch im Stiche ließ. Ganz allein verblieb er ohne Murren auf seinem Posten, trotz Wetter, Sturm und Graus. Er war ein Spartaner und hat redlich seine Pflicht getan; besser hat sie keiner getan. Wenn er die Truppe verließ, so mußte er sich häufig jahrelang kümmerlich durchschlagen, bevor die heißersehnte Anstellung kam. Er hat sich

nie zusammengerottet und hinter eine geräuschvolle Vertretung gesteckt. Er ist stets ein artiges Kind gewesen und bekam daher auch nichts. Doch allmählich kamen die Sünden der Väter zum Vorschein. Er war seit langer Zeit gezwungen gewesen zu nehmen und übertrug diese Gepflogenheit auch in die Zivilstellung. Man ließ ihn gewähren trotz der großen Öffentlichkeit des Geheimnisses, und war froh, ihn bei Laune zu erhalten. Niemals machte man den Versuch, ihn während der Dienstzeit materiell und moralisch unabhängig zu machen und emporzuheben. Als er gar nicht mehr wollte, warf man ihm einen Köder von 1000 Mk. hin, der ihn 10 Jahre zu faszinieren hat. Auch der Unteroffizier ist wissenschaftlich zurückgeblieben. Er ist denn auch geworden, was er werden mußte. Es ist so weit gekommen, daß der Kapitulant von den Kameraden verachtet wird. Hier muß der Kaiserschnitt gemacht werden, wenn dem Verfalle der Armee wirksam entgegengetreten werden soll. Zehn Millionen Kosten entstehen jährlich daraus, aber sie gehören zu den allerbesten Anlagen innerhalb der Armee, und sie sind außerdem eine dringende Forderung der Moral. Jeder Unteroffizier erhält monatlich 10—15 Mark mehr Löhnung, jeder Sergeant 15—25, der Vizefeldwebel 25—50 und der Feldwebel 50—80. Eine Parallele zum Offizierssold ist aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht am Platze. Die Korruption muß heraus aus der Armee und damit aus den entsprechenden Zivilstellungen. Mit der Bezahlung allein ist es freilich nicht getan, sie ist nur die Grundlage, auf der die Forderung errichtet werden kann. Eine unerhört scharfe Kontrolle hat die minutiöse Durchführung zu übernehmen.[7]) Am

meisten wird der Unteroffizier durch den bemittelten Einjährigen korrumpiert. Jeder Einjährige ist durch Abnahme des Ehrenwortes zu verpflichten, weder direkt noch indirekt dem Unteroffizier etwas zuzuwenden. Der Unteroffizier soll und muß wieder die Hochachtung der Mannschaft gewinnen. Als fördernd stehen außerdem moralische Mittel zur Seite. Auch für die außerdienstliche moralische und wissenschaftliche Fortbildung des Unteroffiziers ist umfassend Sorge zu tragen, denn er soll nach der Dienstzeit dem Staate als Zivilbeamter dienen. Das ist eine dankbare Aufgabe, weil sein Bildungstrieb gleich dem der niederen Volksschichten ein großer ist. Was man bis jetzt dafür getan hat, ist für die Katz. Man sollte den Unteroffizier dienstlich mit Herr anreden; jeder Bäckerlehrling wird heute mit Herr tituliert. Vor allem ist es herabsetzend, daß er mit dem Gemeinen denselben Gruß hat gegen den Vorgesetzten. Die Welt würde nicht aus den Fugen gehen, wenn die beiden Feldwebel in das Offiziershonneur hineingezogen würden. Ist das auch nicht der Marschallstab im Tornister, so ist es wenigstens sein Futteral. Die übrigen Unteroffiziere sollten das Fronthonneur erst vom Kompagnieführer an geben. Erschrecken Sie nicht, meine Herren! Sollten Sie dadurch mit den Ihnen sonst zu Gebote stehenden Machtmitteln die Disziplin und Ihre Autorität gefährdet sehen, so täten Sie besser, sich zu verabschieden; die Armee könnte dabei nur gewinnen. Unsere alten, junkerlich-feudalen Mittel bedürfen einer dringenden Revision, denn sie erzeugen häufig eine nur widerwillig befolgte Disziplin. Wir werden sie ändern müssen, um Volkskräfte zu entfesseln. Der Feldwebel soll nicht länger dienen als drei bis vier Jahre, damit das

Streben für den Nachwuchs nicht unterbunden wird wie heute. Die Bequemlichkeit für den Hauptmann kann nicht in Frage kommen, im Gegenteil. Der Unteroffizier in seiner großen Mehrzahl ist auch heute noch ein bescheidener, williger und brauchbarer Mann, und nur die Minderzahl ist stark mit untauglichen Elementen durchsetzt. Bei den „Mißhandlungen" sehen wir uns wieder! — Mit der vorgeschlagenen oder einer ähnlichen Verbesserung von Kopf und Rückgrat der Armee ist die Einwirkung auf die übrigen Teile des Riesenkörpers eine leichte.

Der Einjährig-Freiwillige und der Reserveoffizier. Der Einjährige war von jeher das Karnickel der Truppe. Jeder wehrte sich mit Händen und Füßen gegen ihn; die Schuld lag auf beiden Seiten. Man konnte militärischerseits von ihm verlangen, daß er wenigstens köperlich den mit Hinsicht auf seine kurze Dienstzeit erhöhten Ansprüchen genügte. Allein er stammt meistens aus den höheren Volksschichten und hat daher mit 21 Jahren schon ein nennenswertes Stück Lebensfrische verbraucht. Die größere Schuld lag und liegt jedoch an seiner verkehrten Ausbildung und Behandlung. Wenn überhaupt jemand in die Kaserne gehört, so ist es der Einjährige, schon der kurzen Dienstzeit wegen. Passende Quartiere lassen sich leicht und billig herstellen und fallen dem Staatskonto um so weniger zur Last, als der Einjährige eine entsprechende Miete zu bezahlen hat. Der heutige Zustand des außerhalb der Kaserne wohnenden Einjährigen mit der obligaten Einbuße an Zeit, Geld, Körper- und Geisteskraft ist nicht länger aufrecht zu erhalten. Auch die einjährige Dienstzeit ist den erhöhten Ansprüchen an Führer und Mannschaft nicht mehr gewachsen.

Soll aus irgend welchen Gründen nicht zur zweijährigen Dienstzeit geschritten werden, so sind $1^1/_2$ Jahre unerläßlich. Die Ausbildung wäre im ersten Jahre die des Offizierbewerbers. Im ersten Viertel des dritten Halbjahres wird er mit dem Kapitulanten in das Feldlager geschickt zu besonderer Befestigung und Erweiterung des praktischen und theoretischen Dienstes, also in eine Art höherer Unteroffizierschule. Im letzten Vierteljahre ist er wieder bei der Truppe, um an der Ausbildung der inzwischen vorgeschrittenen Mannschaft teilzunehmen, denn durch Lehren lernt man besonders gut. Er hat alle Chargen der Unteroffizierslaufbahn zu durchlaufen und verläßt bei normalem Verlauf nach eineinhalbjähriger Dienstzeit die Truppe als Sergeant. Zur Erlangung der Feldwebelcharge und der Qualifikation zum Reserveoffizier bedarf er einer achtwöchentlichen Übung. Während dieser Zeit und meist schon vorher ist er in den Offiziersverkehr hineinzuziehen, damit man ihn genauer kennen lernt. Wer eine bestimmte Charge nicht erreicht, kann sie durch erneute Übung von vier bis acht Wochen, je nach dem Grade der Charge, einholen. Immer sind Streben und Hoffnung aufrecht zu erhalten und damit die Stimmung.

Welch tüchtigen Offizier und Unteroffizier könnte man auf diese oder ähnliche Weise aus dem Einjährigen machen! Es wird uns dann im Ernstfalle nie an brauchbaren Führern fehlen. Wenn der Unteroffizier erst wieder qualifiziert ist, wird auch der Einjährige mit Stolz Unteroffizier sein und bleiben. — Das heutige System ist, trotz einiger Besserung, ein einziger arger Verstoß gegen diese Naturforderungen. Eine gen Himmel schreiende Ungerechtigkeit in der Beförderung des „Verdienstes ohne Her-

kommen" füllt noch immer die Tagesordnung. Selbst mit der Verweigerung der untersten Chargen wird es insultiert. Sollte unser Hochmut bereits eine Sprosse auf der Leiter der Dummheit erklommen haben, von der die Gefahr dieses Verfahrens als eine winzige erscheint? Dann wäre selbst der Verfasser noch Optimist, der bisher nur an ihre hochfahrende Mißachtung glaubte. — Bei einem Jahresbestande der deutschen Armeen von 30 000 Einjährigen leuchtet die ungeheure Wichtigkeit einer gründlichen Reform von selbst ein.

Reserveoffizier. Dem Zustande des Einjährigen entspricht natürlich auch der des Reserveoffiziers; wird der Einjährige gehoben, so hebt sich der Reserveoffizier von selbst. Seine Auswahl erfolgt heute fast durchweg noch nach seiner Herkunft und Stellung. Eine kleine Änderung infolge größeren Bedarfs ist neuerdings eingetreten, doch wie oft scheitert das Verdienst an jener Kardinalforderung! So sind denn auch Elemente in diesen Stand hineingelangt, die nicht dahin gehören. Eine schärfere Kontrolle des bürgerlichen und geschäftlichen Verhaltens der Reserveoffiziere ist dringend geboten. Ein großer Teil wird infolge seiner Unzulänglichkeit von dem „Reserveoffiziersgeist" beherrscht, der wie sein ziviler Kamerad, der „Corpsstudentengeist", keinen guten Leumund hat. Sie sind beide Schößlinge des verrufenen Junkergeistes und stehen wie dieser in Gegensatz zum prätendierten Werte. — Vielleicht würde auch die Wahl durch das aktive Offizierkorps eine Besserung einleiten? Durch außerdienstliche Belehrungen und Aufgaben sind naturgemäß ebenfalls günstige Resultate zu erzielen. — Die Mehrzahl der Reserve- und Landwehroffiziere hat

ein respektables körperliches Übergewicht. Wir kommen beim Kapitel „Bier und Tabak“ und beim „Turnwesen“ darauf zurück.

Die zweijährige Dienstzeit. Als der Reichskanzler Caprivi die zweijährige Dienstzeit für die Fußtruppen und die Feldartillerie einführte, da hatte er leider die Pointe vergessen. Das war ein altes Leiden dieses tapferen Generals. Er durfte sie nicht für die Fuß- und Feldartillerie einführen und nicht bedingungslos machen. Für die Fußtruppen war sie ein dringendes Erfordernis, doch mußte der Hauptmann berechtigt bleiben, bis 10 Mann vom Jahrgang für ein drittes Dienstjahr zurückzubehalten. Das wäre ein gewaltiges Hilfsmittel für die ausbildenden Offiziere und Unteroffiziere gewesen, auf deren Nervenkonto der Zweijährige zu verbuchen ist. Diese Forderung muß schleunigst nachgeholt werden, denn dies große Machtmittel verlangt die verkürzte Zeit. Die Furcht bleibt nun einmal der Koloß unter den Erziehungs- und Disziplinierungsmitteln. Gewiß sollen die wohlwollende Belehrung, die Erweckung des Ehrgefühls und das Beispiel die Grundlagen der Erziehung und wertvolle wie dringend gebotene Hilfen und Ergänzungen der Disziplin sein, doch können sie auf allseitige Anerkennung nur rechnen durch die drohende Haltung des Riesen „Furcht“ und der Herrschaft des „Zwanges“. Sie sind die Mittel zum Zweck. Was würde wohl aus der Befolgung der Gesetze, wenn die Furcht vor Strafe nicht wäre! Aus Liebe zur Tugend enthalten sich nur Sonderlinge von den verbotenen Früchten zu essen. Die Vermehrung der Tugenden und des freiwilligen Gehorsams ist das Ideal aller guten Heeresverwaltungen. Je mehr der

gute Wille den Faktor der Furcht zurückdrängt, um so wertvoller ist die Truppe. Zu ersetzen ist aber die Furcht bei Massen durch nichts. — Die zweijährige Dienstzeit kann nur mit jener bedingten Entlassung zu einer wahren Verjüngung d. h. Verbesserung der Armee werden, sonst zeitigt sie unreife Früchte. Jene 10 Mann der Kompagnie, es brauchen auch nur 5 oder 2 zu sein, werden so lange zurückbehalten, bis sie ordentliche Soldaten geworden sind, im ganzen bis zu einem Jahre. Sie können aber nach 3 Monaten zu jeder Zeit an monatlichen Terminen entlassen werden, denn niemals sollen das Streben und die Hoffnung unterbunden werden; der Charakter der Rache oder Strafe darf nicht aufkommen. Aus dem Jahresobligo kommen früher Entlassene aber nicht heraus bis zum Schlusse der Reservezeit. Die Ausbildung dieser Dreijährigen findet nicht in der Kompagnie statt, damit sie nicht wie vordem die jungen Mannschaften verderben, sondern im Feldlager. Aus einem Korpsbezirk oder mehreren werden die Dreijährigen zu einem besonderen Bataillon formiert.

Vor einigen Jahren ist verfügt worden, daß Arrestanten Bücher frommen, patriotischen und historischen Inhalts zum Lesen erhalten sollen. Auch wieder eine halbe Maßregel, die erst durch reichliche Zugabe von Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, Bier und Zigarren auf ihre volle Wirkung gebracht werden kann. Man muß sich trotz allem immer wieder wundern über die gänzliche Verkennung der menschlichen Natur und die Blasen, welche die Angst zieht beim Versagen des Kopfes. Diese schöngeistige Auffassung von Strafen wird gedeutet als Feigheit, und sie ist daher eine der besseren unserer so mannig-

faltigen Zersetzungsmittel für Disziplin. Zur Arreststrafe soll so wenig wie möglich geschritten werden, wird sie aber zugesprochen, dann soll es auch Arrest sein, schon ihrer Kürze wegen. Neben dem natürlichen Schamgefühl soll die Furcht vor Einsamkeit, Dunkelheit, Unbequemlichkeit und schlechter Kost in Wirkung treten. Die genaueste Innehaltung des äußeren Zustandes ist scharf zu kontrollieren. Bei der Arreststrafe eignete sich die bedingte Verurteilung, auch wenn sie kleineren Diebstahlsvergehen entstammt, denn nach ihrem Vollzuge ist allzu häufig die Blume herunter von den Betroffenen. Sie soll daher nur in Ausnahmefällen das fernere Avancement d. h. Streben beeinträchtigen. Zu jener mildherzigen Auffassung von Arreststrafen steht im kameradschaftlichen Verhältnis die Bestimmung, wonach das Nachexerzieren nicht außerhalb der Dienststunden stattfinden darf.

Trommel. Ade denn, Ihr Lieben, geschieden muß sein! Aber fort muß sie, trotz ihrer magischen Wirkung. Sie kommt nämlich bei der heutigen Gefechtsform wegen ihrer Dicke nicht mehr zum Wort und beansprucht zu viel Platz. Nur weit hinter der Front, bei der Regimentsmusik, könnten noch einige Unterkunft finden zur Erleichterung des Marsches. Wir meinen die Trommel! Unsere Traditionshuber werden außer sich sein, denn woher sollen sie dann den höheren Schwung beziehen? Nur der Hornist verbleibt in Amt und Würden, aber mit der Flinte. Wir wollen nichts als Kombattanten sehen, und deshalb nehmen wir in der leichtfertigen Behandlung der lichterloh brennenden Offiziersburschenfrage eine sehr rigorose Haltung an.

Offiziersbursche. Heute wird der Bursche

auf ein Jahr von der Truppe abkommandiert. Der Dienst ist während dieser Zeit vollständige Nebensache. Nach zurückgelegtem Burschenjahr riecht er auf 100—200 m nach Faulheit. Etwa 25 000 Mann fallen alljährlich diesem Verwesungsprozeß und der halben Ausbildung zum Opfer. Ein mit seinen Gewohnheiten vertrauter Diener verwöhnt auch den Herrn, und die Verwöhnung gehört nicht zu den soldatischen Tugenden. Der Soldat darf nicht zweimal Bursche werden. Der Zweijährige soll nicht länger als drei Monate und der Dreijährige nicht länger als 6 Monate Bursche sein. Erst vom Oberst ab sind bei den Fußtruppen 6 Monate Burschenzeit zulässig. Der Bursche erhält auch eine monatliche Mehrvergütung aus der Staatskasse wegen erhöhter Dienstanforderungen, die nötig sind, um der Verbummelung zu steuern.

Mehr Chargen. Auch beim Avancement hat man die menschliche Natur nicht in Rechnung gestellt, es herrscht eine Vereinfachung am verkehrten Orte. Bis zu einem gewissen Grade sollten möglichst viele Chargen geschaffen werden, um das Streben beständig zu machen und den Ehrgeiz offen zu halten. Höchst wichtig für den gemeinen Mann wäre die Schaffung der Charge des Obergefreiten mit großem Knopf; auch die Sergeanten mit kleinem und großem Knopf könnten nur nützen. Beide neue Chargen müßten Löhnungsvorteile bringen, damit dem gesunden Streben eine solide Unterlage gegeben wäre.

Feldlager. Einer der wertvollsten Zusätze der verkürzten Dienstzeit und eine Hauptforderung der vermehrten Ansprüche an den Soldaten ist das Feldlager. Die Zukunft der Armee liegt nicht so sehr in ihrer quantitativen Vergrößerung wie in ihrer qualita-

tiven, in ihrer Verbesserung. Nirgends kann sie, soweit örtliche Faktoren in Betracht kommen, besser ausgeführt werden als im Feldlager. Hier ist eine Ausnützung des Dienstes und eine Darstellung vieler Kriegesvorkommnisse zu ermöglichen, wie sie kein Exerzierplatz bieten kann. Jedes Regiment sollte dort jährlich 2—3 Monate zu verschiedenen Zeiten einen dem Ernstfalle näher gerückten Dienst tun. Dort sollten die eingezogenen Reservisten und Landwehrleute ihre Übung ableisten und nicht eher entlassen werden, bis sie den Ansprüchen genügen. Sie müßten auch wieder Schießbedingungen erfüllen, was beiläufig bemerkt wird. Es sollten keine Mittel mehr für Kasernenbau in den Großstädten bewilligt werden. Die Hälfte der Zeit verlaufen die Leute auf dem Marsche zum und vom Übungsplatze, und nach der Dienstzeit verbleibt ein übergroßer Teil in der Stadt und vermehrt ihr wasserköpfiges Anwachsen.

Im Feldlager ist auch die Einheitlichkeit in der Ausbildung und Beanspruchung der Truppe am besten zu kontrollieren. Dem Individualismus soll Rechnung getragen werden, bei Führern und Geführten, aber nicht dem unbeschränkten. Er muß gebunden sein an die Möglichkeit gleichartiger Verwendung der Truppen. Wir haben es heute mit einem an Umfang und Inhalt ausgearteten Individualismus zu tun, so daß wir häufig an dem Soldaten eben so viel von der Dienstvorschrift wie von der Persönlichkeit des Obersten vorfinden. Diese Selbständigkeit geht zu weit und erschwert die gleichartige Inanspruchnahme. Mit der übertriebenen Selbständigkeit und dem Eigenwillen der höheren Führer haben gerade wir sehr trübe Erfahrungen gemacht in allen Feldzügen seit 1813. In den Freiheitskriegen

war unsere Führung dieserhalb berüchtigt. Sie hat viel unnützes Blut auf dem Gewissen, und Blüchers Verdienste um die Behebung der selbstsüchtigen Unverträglichkeit und des Neides unter den höheren Führern sind nicht hoch genug zu schätzen. Wer scharfsichtig ist, wird auch heute den Unfehlbarkeitsdünkel allzu oft erblicken, der das sichere Zeichen eines mangelhaften Geistes und Gemeinsinns ist, wie er sich auch drehen und wenden möge. Die Errichtung von Feldlagern ist verhältnismäßig spottbillig, falls nicht höchst kostspielige und höchst merkwürdige Dohnafälle dazwischen treten. Im allgemeinen sind geeignete Ländereien mit 400—600 Mk. für die Hektare zu haben. Zu Baracken eignen sich die bisherigen Wellblechbauten mit Holzbekleidung ganz und gar nicht. Sie sind zu teuer, im Winter zu kalt, im Sommer zu warm und nie vom Ungeziefer frei zu halten. Die bekannte Bandeisenkonstruktion ermöglicht die Herstellung von Wänden und Decken aus porösem, mit Zement abgeputztem Backsteinmaterial, die das direkte Gegenteil von Wellblechbaracken darstellen, wenn noch der Boden asphaltiert wird.

Vorbereitung, Fortbildung. Eine weitere Verstärkung der zweijährigen Dienstzeit ist die Vorbereitung der jungen Mannschaft, die noch nicht gedient hat, und die Fortbildung der gedienten Mannschaft wenigstens im Schießen. Die Vorbereitung der Jugend wird an dieser Stelle nicht besprochen, sondern später beim „Turnwesen". Für die Fortbildung gewisser militärischer Disziplinen außerhalb der Truppe, damit die entlassenen Mannschaften nicht aus der Übung kommen und nach Möglichkeit noch verbessert werden, dürfte sich vornehmlich das

Schießen eignen. Vor etwa zwei Jahren fiel dem Verfasser eine Broschüre in die Hände, worin sehr praktische und wenig kostspielige Vorschläge zur Einführung allgemeiner Volksschießen in Angliederung an unsere Kriegervereine gemacht wurden. Es wurde die Neuanlage von Schießplätzen und die Freigabe der Garnisonschießplätze an Sonntagen für Schießübungen der Reservisten und Landwehrleute empfohlen. Es gehört nicht viel Geist dazu, um die Wichtigkeit dieses Vorschlages zu erkennen, wenn den Leuten billige Gewehre und Munition geliefert werden, die natürlich an sicheren Orten zu deponieren sind. Für 5—10 Schützen genügt ein Gewehr. Schon der dem Städter dringend nötige Aufenthalt in frischer Luft müßte die Behörden mitbestimmen. Leider ist die kleine Broschüre abhanden gekommen, so daß nicht öffentlich auf sie hingewiesen werden kann, und wir müssen uns daher auf die Wiedergabe dieser wenigen Notizen beschränken. Doch solcher unbüreaukratischen Mittel, die noch dazu so billig sind, bedienen wir uns nicht, um das herrliche Volk aus seiner echt deutschen Häuslichkeit, der Kneipe, zu locken. Nirgends wird die Begeisterung besser angefacht als im Wirtshause, das ist der traditionelle Ort dafür und soll es bleiben! Und dann, ganz unter uns gesagt, bekommen wir leicht das Gruseln vor Leuten, die schießen, zumal vor roten. — Ein weiteres Mittel, um die Truppe schußsicherer zu machen als bisher, wäre die Anlage eines kurzen Schießplatzes bis zu 50 m Länge, wozu in jeder Kaserne und erst recht in jedem Feldlager genügender Platz vorhanden ist. Hier wird nur aus besseren Teschins und Pistolen mit geräuschloser Munition geschossen. Zu bebestimmten Tagesstunden hat ein Unteroffizier du

jour, dem nach Bedarf Anzeiger zur Verfügung stehen. Jeder Schütze hat den Schuß zu bezahlen mit 1 Pf., so daß ein kleiner Überschuß für Unteroffizier und Zeiger verbleiben, denn für 0,75 Pf. ist schon eine gute Patrone zu liefern. Eine derartige Anlage, die sehr wenig kostet, würde ausgezeichnet rentieren durch Verbesserung des Schießens und manchen abhalten von der Verausgabung des Geldes für Bier, Schnaps und anderen Luxus. Wir können gar nicht gut genug schießen lernen. Das größte Massenfeuer, wenn es schlecht trifft, gefährdet die eigene Truppe mehr als den Feind, indem sie sich verschießt und durch das gefahrlose Geknalle die Nerven des Gegners stärkt.

An dieser Stelle müssen wir noch eingehen auf einen neuerdings hervortretenden Streit über den Wert des Präzisionsschießens. Verschiedene Schriften beschäftigen sich damit, an der Hand von Wahrscheinlichkeitsberechnungen und Erfahrungen nachzuweisen, daß der gute Schütze auf die weiteren Distanzen den mittelmäßigen nicht übertrifft. Abgesehen von dem moralischen und technischen Mehrwert des guten Schützen an Selbstvertrauen und im Kleinkampf, wird er unter gleichen Verhältnissen im Massenfeuer auf weitere Distanzen durch verringerte Ziel- und Abkommenfehler eine engere Geschoßgarbe liefern als der mittelmäßige Schütze; daran ist nicht zu zweifeln. Bei falscher Distanzangabe wird der gute Schütze naturgemäß weniger Treffer erzielen als der mittelmäßige, weil die Streuung seiner Schüsse eine geringere ist. In diesem Falle ist ihm der mittelmäßige Schütze überlegen, der über eine weitere Geschoßgarbe verfügt und mit seinen Zielfehlern d. h. Fehlschüssen auf dem Boden

der Wahrscheinlichkeit noch Treffer erzielt. Der Scharfschütze verlangt eine bessere Distanzangabe als der mittelmäßige und stellt somit höhere Anforderungen an den Führer und an sich selbst. Er gebraucht alsdann, je nach dem Stande seiner Schießkunst, weniger Munition, und das ist ein eminenter Gewinn, denn die Versorgung damit im Bereiche der aufgelösten Infanterie unter der Herrschaft des modernen Gewehrs und der Schnellfeuerkanone ist eine noch ungelöste Aufgabe. Außerdem bedarf er einer verbesserten Visierung, die auch dem mittelmäßigen Schützen zugute käme, obgleich nicht in dem gleich günstigen Verhältnisse. Seit 30 Jahren haben wir die weittragenden Gewehre, deren Geschoßbahn sich immer mehr verflacht hat. Die Hauptsache jedoch, die Visierung, ist dieselbe geblieben wie die der alten Zündnadel, trotzdem die Schießdistanz um das dreifache vergrößert und das Ziel um eben soviel verkleinert ist. An den Absehen für die Entfernungen jenseits 400 Metern muß etwas geschehen, wenn die Vorteile der Flachbahngewehre an dem niedrigen Ziel zur Geltung kommen sollen. Der Soldat muß genauer und weiter sehen lernen, was unter einer geringen Aufgabe an Einfachheit technisch zu ermöglichen ist. Über den Wert von guten und mittelmäßigen Schützen kann ernstlich nicht gestritten werden; den besten Vergleich bieten das Jäger- und das Infanteriebataillon. Weil wir ein ganz unreifes Soldatenmaterial bekommen und soviel Zeit für das Schul- resp. Präzisionsschießen gebrauchen, können wir auf die weiteren Distanzen nicht genügende Sorgfalt legen. Man betrachte unter diesem Gesichtswinkel die vorauf besprochene Fortbildung

des entlassenen Soldaten im Schießdienst und die unter „Turnwesen“ und „Auge“ noch zu erläuternde Vorbildung der deutschen Jugend für den Heeresdienst. — Dem Präzisionsfeuer, das durch die Kunst des Schützen oder durch mechanische Vorrichtungen am Gewehr in die engste Tiefenstreuung gebannt wird, gehört die Zukunft. Seine realisierbare Vorbedingung ist die handliche, schnelle und sichere Distanzierung.[1])

Noch so manches läßt sich über die zweijährige Dienstzeit sagen. Nur mit der Verstärkung durch die aufgezählten Machtmittel und andere, namentlich das Retentionsrecht der zehn Mann, durch die verbesserte Ausbildung während der Dienstzeit, durch die Vorbereitung der jungen Leute und Fortbildung der ausgedienten, läßt sich mit der zweijährigen Dienstzeit ein für die moderne Kampfform, die Schützenlinie, verläßliches Soldatenmaterial herstellen. Die erhöhten Anforderungen an das höhere und niedere Führermaterial gehören natürlich erst recht dazu. Bei der Besichtigung der Jäger soll noch auf eine leicht durchführbare Vermehrung der niederen Führer hingewiesen werden. Man kann bei dieser zerstreuten Kampfordnung und dem nervenfressenden modernen Schnellfeuer nicht genug Vertrauensleute in der Truppe haben.

Infanterie. Der Infanterie ist vorstehend mehrfach gedacht, so daß eine besondere Besprechung sich erübrigt. Es wird nur noch darauf hingewiesen, daß der heute im Übermaß angegriffene und betriebene Drill besonders für die Infanterie nicht zu entbehren ist. Er ist das Disziplinierungsmittel allerersten Ranges und bei seiner Bewertung darf das Nützliche mit dem Überflüssigen und Ver-

alteten nicht verschüttet werden. Andre Zeiten, andre Sitten! Der Drill muß teilweise ein neues Gewand anziehen und sich in anderen Formen bewegen. Ihn ganz oder zum großen Teile abzuschaffen, würde unberechenbar bösartige Folgen nach sich ziehen. Vor allen Dingen ist er auch auf das sehr im Werte gestiegene Schießen mehr als bis jetzt auszudehnen. Eine mittelgut schießende Truppe von sehr gutem Schießdrill wird eine sehr gut schießende Truppe ohne Schießdrill sicherlich aufreiben. Das Ideal bleibt natürlich eine sehr gut schießende Truppe mit sehr gutem Schießdrill. Sie würde es unter gleichen Verhältnissen mit der doppelten Anzahl gut gedrillter mittelguter Schützen aufnehmen, denn sie hat außer der besseren Technik als Verbündeten noch den höheren moralischen Eindruck hüben und drüben. Je besser der Schütze, desto leichter hört er, und desto leichter ist auch seine Schießdisziplin herzustellen. Die Grundlage der Erziehung muß der vernünftig gestaltete Drill sein und bleiben.[2])

Jäger. Eine alte Frage ist, ob die Jäger bei der Massenentwicklung im Zukunftskriege eine zweckentsprechende Verwendung erhalten können. Zu Fuße ist sie bei den vergrößerten Entfernungen wohl ausgeschlossen. Beritten können wir sie nicht machen wegen der enormen Verpflegungsschwierigkeit der Pferde. Vielleicht per Rad? Das beste wäre wohl, sie eingehen zu lassen und das wertvolle Material der Infanterie zu überweisen. Gerät ein Jägerbataillon in den Bereich der Artillerie oder einer überlegenen Infanterie, so wird es zusammengeschossen ohne Pietät gegen seine Eigenschaft als Elitetruppe. Wird dies wertvolle Material über die ganze Armee verteilt, so ist sein Einfluß auf Freund

und Feind ein wesentlich gesteigerter, vielleicht der fünffache. Wir können, wie gesagt, bei der zerstreuten Kampfordnung und der Verschlechterung der Nerven und Selbstlosigkeit unsere moderne Mannschaft gar nicht dicht genug mit verläßlichen und intelligenten Vertrauensleuten spicken. Ein solcher Mann hält zehn andere und mehr im Zaum. Bei einem Jahresbestande von 10 000 Jägern erhellt die Bedeutung der vorgeschlagenen Auflösung von selbst. Die Ausbildung des Forstmannes brauchte durch die Auflösung nicht zu leiden.

Kavallerie. Die jahrelangen schweren Sünden bei der Zucht des Remontepferdes tragen jetzt ihre bösen Früchte. Wir haben ein Pferd mit langem Rücken und langen Sprunggelenken gezogen, trotz des unsichtbaren Einflusses des königlichen Hauptgestütes Graditz. Zum Tragen eignen sich aber nur Pferde mit kurzem Rücken und starken, kurzen Sprunggelenken. Ferner ist der Knochenbau des Pferdes zurückgegangen; es ist durchweg zu schwach für den durchweg zu schwer ausgehobenen Reiter. Von dem Wert und der dringenden Notwendigkeit der Herabsetzung des Reitergewichts sollte man doch endlich durch die kostspieligen Rennen Kenntnis genommen haben. Bei der doppelten Inanspruchnahme der Reiterei im Zukunftskriege ist dieser Zopf besonders unmodern. Der Rückgang des Knochenbaus der Pferde rührt vornehmlich von der kalkarmen Weidenahrung her. Die Pflege des Pferdes ist eine sehr sorgfältige; sie geht aber über das Ziel hinaus, indem sie es verweichlicht, was bei rauhem Wetter im Kriegsfalle von unberechenbarem Schaden sein kann. Auch die Ausbildung der Intelligenz des Pferdes und seine Gewöhnung an alle möglichen

Vorkommnisse läßt sehr viel zu wünschen übrig. Der Sitz des Reiters und die Haltung der Unterschenkel sind nicht gut. Er reitet bei flacher Wade mit der Fußspitze nach außen, wodurch das Steigen und Fallen des Oberkörpers unelastisch wird. Diese Reitart, das sog. Wadenklemmen, bedeutet eine große und überflüssige Vergeudung der Pferdekraft, also geringere Leistung und frühere Abnützung. Für uns gibt es nur einen Sitz, dessen Stützpunkt im Knie liegt bei fast paralleler Haltung des Fußes zum Pferdeleibe. Nur ein wenig wird der Fuß nach außen gekantet, so daß die Stiefelsohle sichtbar wird. Das ist ein elastischer Sitz, der alle Stöße mildert für Roß und Reiter. Der frühere Bocksattel war einem solchen Sitze förderlicher als der jetzige englische, doch auch auf diesem ist er erreichbar. Das Voltigieren am Pferde, insonderheit das Auf- und Absitzen mit und ohne Bügel, ist ganz unzulänglich. — Wer unsere Armeeverwaltung nicht kennt, wird sich wundern, daß sie den automatischen Reitbock noch nicht versucht und eingeführt hat. Wir haben solche Reitböcke in allen Instituten für schwedische Heilgymnastik. Dieser Bock kann für militärische Zwecke die beiden Gangarten Trab und Galopp noch besser wiedergeben als bisher, was mit Leichtigkeit einzurichten geht. Der Verfasser gehörte zu den besten Reitern und Reitlehrern Deutschlands und hat selbst junge Leute, die noch nie geritten hatten, bei täglich zweistündiger Übung auf einem automatischen Reitbock in acht Wochen soweit gebracht, daß sie nach fernerem vierwöchentlichen Reitunterricht auf gesattelten Pferden so gut ritten, wie unsere Rekruten in etwa vier Monaten. Welche wertvolle Hilfe könnte somit ein derartiges Gerät ab-

geben! Heute muß das arme Pferd alle Ungeschicklichkeit des jungen Reiters ertragen, so daß es verlottert bei frühem Verbrauch. — Zum wenigsten der Kavallerieoffizier sollte im Fechten und Schießen ein Meister sein. Fällt ihm gar nicht ein. Die Offiziere der anderen Waffengattungen können es natürlich erst recht nicht. Der Kavallerieoffizier trägt im Dienste keine Feldwaffe, und der Infanterieoffizier trägt höchst selten den Tornister. Sie sollen sich beide augenscheinlich erst auf dem Kriegspfade daran gewöhnen. Die Offiziere der österreichisch-ungarischen Armee sind ausgezeichnete Fechter auf Hieb und Stich, gute Schützen und bessere Reiter als die unsrigen. Der Säbel ist 1 Meter lang d. h. 10—15 cm zu kurz. Er reicht nicht weit genug, weil man ihm den wertvollsten Teil, die Pointe, genommen hat. Daß unsere Lanzen mit dem hinderlichen und weithin sichtbaren Fähnchen geschmückt sind, ist ein tiefes Geheimnis der Tradition. Auch der lange Kniestiefel ist unpraktisch; besser wäre ein kurzer, leichter Halbstiefel, dessen Schaft durch äußere Schnallen zusammenziehbar ist. Der Sporn ist hinderlich beim Gefecht zu Fuß. Ein durch den Tritt in den Bügel wirkender stumpfer Stachel an der inneren Bügelseite würde ihn vollauf ersetzen. Der Bügel ist auch reformbedürftig wegen der Wärmeentziehung bei kaltem Wetter und der ewigen Klapperei. Er sollte aus Aluminium hergestellt und mit auswechselbarem Stoff überzogen sein, wenigstens an den Seiten und über dem Spann. Überhaupt läßt sich durch Aluminium oder Magnaliumketten ein ganz leichter Schutz gegen Hieb für Pferd und Reiter herstellen. Beim Pferde muß der Kopf geschützt werden, besonders die Stirnpartie und das

empfindliche Nasenbein. Beim Reiter ist die Schulter durch eine Achselklappe mit Filzunterlage und einigen eingenähten Flachketten aus Magnalium zu sichern. Für den Schutz der Arme kann durch ein karroartiges, leichtes in den Ärmel genähtes Kettennetz Sorge getragen werden. Doch genug der Details!

Vornehmlich im Feldzuge 1870/71 spielten sog. „taktische Einheiten" eine große Rolle. Sie bekamen kleine taktische Aufgaben zu lösen und dienten noch mehr Aufklärungszwecken. Sie setzten sich meist zusammen aus ein bis zwei Bataillonen Infanterie, ein bis zwei Schwadronen Kavallerie und ein bis zwei Batterien Artillerie. Derartige Einheiten werden im Zukunftskriege wahrscheinlich eine große Verwendung finden, um die eigene Zufuhr zu sichern oder die feindliche zu stören. Von der Bedeutung der Verpflegungslasten der großen Armeekörper machen wir uns noch ganz unzulängliche Vorstellungen, was man auch sagen möge. Auch die an die Aufklärung gestellten Aufgaben werden alles bisherige weit hinter sich zurücklassen. Bei diesen taktischen Einheiten war stets hinderlich die natürliche Langsamkeit der Infanterie. Der vorher schon erwähnte General Stuart hat denn auch seine Aufgabe ohne Infanterie gelöst. Allein mit seinen virginischen Dragonern, die mit ihren langen Karabinern auch zu Fuße fochten, und einer entsprechenden Anzahl Batterien reitender Artillerie operierte er mit bekanntem Erfolge in der Flanke und im Rücken der feindlichen Armee. Es wäre gewiß von hohem Werte, wenn ein bis zwei Regimenter von jedem Armeekorps die Lanzen verlören und dafür einen langen Degen führten. Sie müßten auch einen etwa

20 cm längeren Karabiner erhalten, der über den Rücken getragen würde, denn der Schuß aus der kurzen Waffe ist zu unsicher. Eine leichte Selbstlade-Pistole würde die Ausrüstung abschließen. Eine derartige Kavallerie ist jeden Augenblick bereit zum Absitzen für das Gefecht zu Fuß. Ihre Schießfertigkeit kann der der Infanterie nahe gebracht werden, ohne dem Geiste der Reiterei Abbruch zu tun. So zweifellos überlegen, wie wir annehmen, ist die Lanze einem gut geführten langen Degen nicht. Jedenfalls eignet sich der Lanzenreiter weniger zu jenen obengenannten Unternehmungen oder ähnlichen.

Neue Kavallerieregimenter werden gefordert. Wäre es nicht angängig, für jedes Armeekorps 1200 bis 1500 Pferde auszuheben und zu registrieren, die für eine Reihe von Jahren jährlich zweimal vier Wochen von Reservisten oder Landwehrleuten der Kavallerie im Feldlager oder auf größeren Exerzierplätzen zugeritten und an alle möglichen Vorkommnisse gewöhnt würden? Die Pferde verbleiben den Besitzern, die für jede Übung eine Entschädigung erhalten, und nur im Falle einer Mobilmachung werden sie sofort angekauft. Diese Herrichtung könnte sich auf das ganze Jahr ausdehnen, je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen von Roß und Mann. Wer sich noch erinnert, welche Schwierigkeiten unsere Reserve- und Landwehrkavallerie mit den gänzlich rohen und scheuen Pferden 1866 und 1870 hatte, wird diesen Gedanken nicht ohne weiteres ablehnen können mit Rücksicht auf die vermehrte Bedeutung der Kavallerie im Zukunftskriege. Der Gesamtaufwand für diesen Vorschlag wird sich decken mit dem Etat von zehn Kavallerieregimentern. Wir erhalten dagegen 40 Reserve-Kavallerie-

regimenter, die dem Werte nach mehr als 20 Linienregimentern gleichkommen.

Jägerzu Pferde. Die Jäger zu Pferde, deren Ausbildung etwas apokryph ist, eigneten sich zu einer Verwandlung in eine Kundschaftertruppe. Dies müßte eine Elitetruppe sein im weitesten Umfange. Aufzunehmen sind nur Bewerber, die bereits ein Jahr bei der Kavallerie gedient haben. Intelligenz, vorzügliche Augen und ein leichter, nerviger Körper sind Grundbedingungen zur Aufnahme. Sie dienen dann ein Probejahr bei den Jägern zu Pferde und werden, falls sie nicht passen, zur Muttertruppe zurückgeschickt. Die aktive Dienstzeit wäre drei bis vier Jahre, das Jahr bei der Truppe nicht mitgerechnet. Sie dienen ferner fünf bis sechs Jahre in der Reserve mit jährlicher, vierwöchiger Übung zum Manöver. Auf die Erhaltung ihres körperlichen und geistigen Zustandes ist scharf zu achten. Sie tragen eine unauffällige Uniform, auf dem Rücken einen leichten Einzellader und an der Seite eine leichte Selbstladepistole. Der mit Diopter versehene Einzellader darf nicht weiter als 500 Meter visiert sein und nicht mehr als 2 kg wiegen. Sie sollen ihn nur in der Verteidigung gebrauchen, oder höchstens einen höheren Offizier aufs Korn nehmen, denn kundschaften ist ihr Zweck. Sie müssen besser schießen als unsere Jäger, zu Fuß oder vom Pferde, bleibt sich gleich. Sie sollen mit dem Pistol bei schnellster Gangart des Pferdes jeden Verfolger herunterschießen. Sie sind tadellose Reiter und ebensolche Fußgänger, Radler und Automobilfahrer. Auch das Pferdematerial muß erster Klasse sein und dressiert werden wie das Kosackenpferd. Sie führen im Dienst weder Säbel, noch Lanze oder Sporen. Sie sind im-

stande, drei bis vier Tage der Truppe fern zu bleiben auf irgend einem vorgeschobenen Posten und erhalten konzentrierte Nahrung für Mann und Roß. Zu ihrem eisernen Bestande gehören ferner Kompaß, Feldstecher, Karten etc. Ihrer praktischen Ausbildung muß die theoretische entsprechen. Kartenzeichnen, Terrainaufnahmen, Kenntnis aller Uniform des Feindes, Kenntnis des Umfanges aller Truppenkörper in jeder beliebigen Formation und der strategischen und taktischen Grundregeln etc. muß ihnen ganz geläufig sein. Sie erhalten auch elementaren Unterricht in fremden Sprachen. Natürlich muß eine solche Truppe besser bezahlt und zivilversorgt werden als die übrige. Der Offizier ist ebenso ausgerüstet wie die Mannschaft und hat natürlich entsprechend größeren Anforderungen zu genügen. Der Aufklärungsdienst der Kavallerie soll durch das Bestehen dieser Truppe nicht berührt werden; er soll nur eine höchst wertvolle Hilfe erhalten in anbetracht seiner vergrößerten Bedeutung und in Fällen höherer Anforderung. Bei einem Friedensbestande von 150 Mann auf das Armeekorps ist ein Kriegsbestand, den Abgang abgerechnet, von 300 bis 350 Mann vorhanden. Die älteren Mannschaften wären zweckmäßig als Meldereiter zu verwenden. Diese Truppe kann das Auge der Armee sein für die näheren Entfernungen, denn die Fernsicht wird der Neuling unter dem Kampfmittel, der Ballon, übernehmen.

Der Ballon. Er ist zwar immer noch ein widerhaariger Bursche, der sich nicht lenken läßt, aber bei guter Behandlung ist ohnedies schon genug aus ihm herauszuholen. Als Freiflieger wird er von der allergrößten Bedeutung sein zur Erforschung

der Heeresbewegungen und ihrer Stärke, und als Fesselballon wird er bei keiner Schlacht fehlen dürfen. In einer größeren Schlacht, zumal in gewelltem Terrain und bei ungünstigem Wetter wird einer gar nicht genügen. Die Engländer haben ihn im Burenkriege mit ganz bedeutendem Nutzen verwendet. Insonderheit wäre die Herstellung möglichst kleiner und leicht transportabler Ballons zu forcieren. — Wir stehen im Ballonwesen leider hinter den Franzosen zurück, trotz unseres besseren Modells, und das ist sehr betrübend. Namentlich der Patriotismus reicher französischer Privatleute hat sich auf dieses ungemein wichtige Gebiet geworfen, und im Ernstfalle stehen der französischen Armee eine große Menge ausgezeichneter Ballons aller möglichen Bauarten zur Verfügung. Wir haben ebenfalls sehr viel reiche Leute, sowohl unter dem Zivil als dem Militär, aber wir sind zu vorsichtig in dem Verbrauch unserer patriotischen Füllung. — An einer genügenden Anzahl von Beobachtungsoffizieren, die schon im Frieden musterhaft geschult ist, fehlt es natürlich auch.

Artillerie. Niemand hat noch vor 10 Jahren die volle Bedeutung der Wirkung des Schnellfeuergeschützes gekannt. Durch die zweijährige Dienstzeit mußte bei der Feldartillerie die Arbeitsteilung eingeführt werden. Der Artillerist hörte auf, „Mädchen für alles“ zu sein und bekam Spezialausbildung als Richter, Tempierer, Fahrer etc. Allen anderen, seinen Sonderzweig nicht betreffenden Dienst lernt er nur nebensächlich verrichten. Im Manöver bewährt sich das auch ganz gut, doch wie wird es damit werden, wenn der böse Feind die Bedienung teilweise niederschießt!? Wird der Ersatz im Augen-

blicke zur Hand sein!? — Auch mit dem Zureiten der Pferde hapert es. Naturgemäß ist erst der bessere dreijährige Reiter zum Einreiten von Pferden zu gebrauchen. Für diesen Zweck müßten der Feldartillerie Mittel zur Verfügung gestellt werden, daß sie bei erhöhter Löhnung und sonstigem Vorteil bessere Reiter des dritten Jahrganges für das Wintersemester zurückbehält, die nur Reitdienst haben; auch entlassene Kavalleristen sind zu gebrauchen. Die höchst nötige Entlastung der Unteroffiziere wird dadurch bewirkt, und der zweijährige Soldat kann mit dem Geschütz vertrauter gemacht werden. Das übrige Material, besonders Richter und Tempierer, ist durch wiederholte Übungen im Feldlager soweit zu bringen, daß es den höheren Anforderungen des Schnellfeuergeschützes genügt, welches eine außerordentlich exakte Bedienung verlangt, um seine volle Gewalt zu entwickeln. Treffen, immer treffen!

Der Repetiermechanismus am Gewehr hat uns eine Steigerung der Schußzahl von etwa 12 auf 15 gezielte Schüsse gebracht, also 30 %. Ein guter Einzellader des Blocksystems ist ihm heute noch mehr als ebenbürtig. Erst der Selbstlader, der ein Schießen ohne Absetzen erlaubt, wird einen weiten Vorsprung bringen. Der durch die hydrauliche Bremse bewirkte Stillstand der Kanone nach dem Schusse, worüber weiter unten noch gesprochen wird, vermehrte die Anzahl der gezielten Schüsse von etwa 6 auf 20 in der Minute, also um 200%. Hiermit ist ein Ausblick gegeben auf die großartig verstärkte Stellung der Artillerie. Neben der guten Bedienung und der dadurch ersparten Munition ist die wesentlichste Frage für die ausschlaggebende Bedeutung der Artillerie der Munitionsersatz. Wahrscheinlich wird das syste-

matische, gleichmäßige Abfeuern des zumeist von der aufgelösten feindlichen Infanterie bedekten Schlachtfeldes, das Massenstreufeuer der Artillerie d. h. der Munitionstrain, in den meisten Schlachten entscheiden, wegen der Gefahr der Frontalangriffe und des Versagens der Beine zur Überflügelung.

Sehr schlecht wird der vielseitige Dienst der Fußartillerie mit der zweijährigen Dienstzeit fertig werden. Leider ist dem Verfasser diese Truppe, die vermutlich im Ernstfalle weit mehr beansprucht wird als früher, ziemlich unbekannt. Ihre Verwendung gegen Feldbefestigungen, die im Zukunftskriege sicher eine große Rolle spielen müssen, dürfte eine sehr umfangreiche werden. Namentlich der Schuß aus der schweren Haubitze wird ihre Anwesenheit bei der Feldarmee unerläßlich machen.

Technische Truppen. Pioniere und Eisenbahner können auskommen mit der korrigierten zweijährigen Dienstzeit, wenn sie auch darüber räsonieren. Sie bekommen durchgehends einen guten Ersatz. Wie schon gesagt, muß der Offizier eine bessere theoretische und praktische Ausbildung haben und der Unteroffizier eine bessere theoretische. Wir haben auch gewißlich zwei bis drei Regimenter Eisenbahntruppen zu wenig.

Train. Ob der Train den gewaltigen Anforderungen der Neuzeit genügt, ist wohl nur wenigen Eingeweihten bekannt, und selbst die werden es nicht genau wissen. Von Moltke stammt das vervollständigte Wort des Montecuculi: „Zum Zukunftskriege gehört Geld und ein guter Train"; er hätte noch hinzufügen können „und eine gute Aufklärung". Von der Last der Erhaltung der Massen macht sich noch niemand die richtige Vorstellung. Welche An-

forderungen die Riesenmengen von Menschen und Pferden, von Lebensmitteln und Kleidung, von Schießmaterial und kranken Menschen und noch lange so weiter an den Train stellen, kann man nur vermuten. Schon allein aus diesen Gründen ist der Notschrei nach Qualität der Truppen ein berechtigter; wir sprechen später noch wiederholt darüber. Je weniger eine bestimmte Leistung lebendes und totes Material gebrauchte, um so besser war sie. Kann bei gleicher Führung und Inanspruchnahme mit 100 000 Soldaten dieselbe Kraftentwicklung erzielt werden wie mit 150 000, so sind die ersteren den letzteren, rücksichtlich der Ersparung an Material und des Gewinnes an Beweglichkeit, um erheblich mehr als die ziffernmäßigen 50 % überlegen. — Schon vor 100 Jahren ist der Rücken der feindlichen Armee, also die Zufuhr, als Operationsbasis empfohlen. Damals waren die Heere wohl meistens noch nicht groß genug für solche Aufgaben. Heute wird eine so geartete Strategie zur vollen Wertschätzung gelangen unter Anrufung einer noch nicht dagewesenen Bewegung der Truppe. Welche Klarheit der Köpfe, welche Umsicht wird nötig sein, daß der Train die Beweglichkeit der Truppen nicht stört, ohne aus dem Geleise zu kommen mit der eigenen! Den Train in Ordnung zu erhalten kostet annähernd dieselbe Übersicht und Arbeit, wie sie die gesamte übrige Armee erfordert. Nirgends kann die Unzulänglichkeit verhängnisvoller wirken. Gerade deshalb berührt der Forbacher Fall so schmerzhaft und fordert so sehr das Nachdenken heraus. Alles Glätten der Schadstellen durch Vertuschen und Verkleben, unsere echt zeitgenössischen Reformmittel, nützt nichts mehr; wir haben es hier mit tiefen und umfangreichen Krank-

heitserscheinungen zu tun und nicht mit dem Zufall. Man hat sich um den Train seit 30 Jahren verflucht wenig gekümmert, und sein altes Odium ist er noch lange nicht los; auch hat er nie Lärm geschlagen und hat mit dem Unteroffizier die schlechteste Behandlung erduldet. Um ein kleines, herablassendes Dementi, das ja so leicht zu machen ist, bittet gehorsamst der Verfasser. Nur an der Hand einer langen, haarscharfen Kontrolle und dem Entgegenbringen der nötigen Hochachtung wird er gesunden. Ein lebhafter Auswechsel mit den Offizieren der Kavallerie und Artillerie wäre auch am Platze, und Abkommandierungen aus dem Generalstab sind diesem nötiger als dem Train.

Marine. Seit ihrem Bestehen hatte die Marine im wesentlichen nur viermal typische Gelegenheit, ihre Kunst und ihren Geist zu zeigen. Der erste Fall betrifft den Kampf des deutschen Kanonenbootes „Meteor" gegen den stärker armierten französischen Kreuzer „Bouvet" auf der Höhe von Habana. Der „Bouvet" wurde zusammengeschossen und flüchtete mit Aufbietung seiner letzten Kräfte auf das neutrale Gebiet. Das war eine ernste und brave Tat unserer jungen Marine. — Der zweite Fall ereignete sich 1901 auf dem chinesischen Flusse Taku. Der Kommandant des „Iltis Ersatz" fuhr unter die Kanonen der Takuforts und demolierte sie. Das war ebenfalls eine brave Tat, auch mit Rücksicht auf das spartanische Verhalten des schwerverwundeten Kommandanten. — Dazu kommt ein tragischer Fall, der Untergang des alten „Iltis" im Jahre 1895 mit dem apokryphen Lebehoch. Verbürgt ist leider nur der erstere. Wenn das Lebehoch eine Tatsache sein sollte, so wäre es das Zeichen eines guten

Geistes. Doch auch in anderen Marinen sind ähnliche Fälle vorgekommen, sogar solche eines freiwilligen Untergangs der Mannschaft, wie 1866 der der Besatzung des von Tegethoff bei Lissa in Grund gerammten „Re d'Italia". In dem russisch-japanischen Kriege sehen wir die Fälle äußerster Todesverachtung und freiwilligen Untergangs sich täglich mehren. Zwischen freiwilligem Untergang und unfreiwilligem, wie der beim „Iltis", besteht aber noch ein großer Unterschied.

Der vierte Fall ist ein tragikomischer. Im Jahre 1901 bombardierte das deutsche Geschwader die Venezuelaforts. Die Schießresultate, also die Hauptsache, waren keine erfreulichen, wenigstens für Deutschland nicht. Sie ließen selbst gewaltsam versuchte patriotische Ausbrüche nicht aufkommen. Der Dementierdienst erschöpfte seine letzten Kräfte. Castro wurde arroganter denn je, und wir waren schließlich froh, als uns das politische Mitleiden der beteiligten Mächte aus den Klauen dieses Ungeheuers befreite. Das war ein schlechtes Luder! Es brachte uns um eine Lorbeerkrone auf Vorschuß[3]) und manches schöne Schlachtenbild. — Zweimal beobachteten wir dann noch vor Jahren das Schießen unserer Matrosen auf Neger und Samoaner. Sie trafen nur schlecht, doch sind vielleicht die Feinde der schuldigere Teil. — Scharfblickende Augen merken auch heute an den verhältnismäßig geringen Verlusten der Hereros, die offiziell aus Terrainschwierigkeiten u. dgl. m. erklärt werden, daß die mangelhafte Schießkunst unserer Soldaten sie verschuldet. Wie schon erwähnt, hat die Schießfertigkeit mit der Verbesserung des Gewehrs nicht Schritt gehalten. Überall guter Durchschnitt, doch von

Elite keine Spur, trotz allem Getue! Vergebung für diesen kleinen Seitenhieb!

Das Torpedoboot scheint durch den elektrischen Scheinwerfer und die Schnellfeuerkanone in die Klemme gekommen zu sein, seine Ergänzung durch das Unterseeboot dürfte unvermeidlich werden. Die Franzosen verstanden zuerst diese Frage und verfügen seit Jahren über das größte Material. Darauf folgen die Engländer. Wir haben neuerdings, soviel bekannt, auch eines oder zwei bestellt. Es ist doch Was, sagt Schnabel! Diese Sparsamkeit im kleinen und am verkehrten Orte steht wahrlich in einem urkomischen Verhältnis zu der Verschwendung im großen und am verkehrten Orte, der wir weiterhin noch wiederholt begegnen. — Die Zeit zu einem Tedeum für die Marine scheint auch noch nicht gekommen zu sein. Jedenfalls ist sie kein Solitär unter den übrigen, trotzdem wir diesbezüglichen Versicherungen bisher blindlings vertrauten. Schaden wird es uns in keinem Falle, wenn wir die englische und französische Marine als Vorbilder noch eine Weile im Auge behalten.

Das Schießen mit Kanonen und Gewehren von dem schwankenden Schiffsboden ist keine leichte Sache. Die Bedienung der Unterseeboote und dgl. m. erfordert ebenfalls eine viel größere Kunstfertigkeit, als sie das dreijährige Material hergeben kann. Um die Verwertung dieser Kampfmittel auf die volle Höhe zu bringen, bedarf es einer älteren Mannschaft. Wir müssen jährlich 2—3 Millionen opfern zur Erhaltung der allerbesten ausgedienten Mannschaften für gewisse Zwecke, die uns sonst die Amerikaner und Engländer wegfischen. Außer bei der Führung, rächt sich auf keinem Gebiete des Heereswesens

der Ausfall an Qualität mehr als bei der kostspieligen Marine. Zugleich wird die vier- und fünfjährige Mannschaft das Führerpersonal verstärken und durch ihr Beispiel kräftigend auf den Geist der jungen Mannschaft einwirken.

Gewehr-Prüfungskommission. Als die kurze Spanne unserer großen Zeit mit dem Jahre 1860 begann, brachte es die energische, intelligente Staats- und Heeresleitung und die vom Schulmeister verzapfte Bildung mit sich, daß wir in militaribus auch technisch eine Weile an der Spitze der Europäer marschierten. Wir hatten die ersten Hinterladergewehre und -kanonen. Im Jahre 1866 fochten wir mit überlegenen Gewehren und Kanonen und 1870 wenigstens noch mit überlegenen Kanonen. Allein gleich nach 66 war das Zündnadelgewehr weit überholt durch das Chassepotgewehr, und hierbei müssen wir zwei großer Fehler unserer Heeresleitung, eines technischen und eines taktischen, gedenken. Wie die französische Regierung die Berichte ihres Bevollmächtigten, Oberst von Stoffel, aus den Jahren 1864 bis 1870 über die Preußen, so ignorierte die preußische Regierung die ebenso klassischen Berichte ihres außerordentlich klugen, klaren und scharfsichtigen Bevollmächtigten Waldersee, des kürzlich verstorbenen Feldmarschalls. Waldersee machte rechtzeitig aufmerksam auf das verheerende und weitreichende Chassepotfeuer und empfahl bereits damals zu seiner Begegnung die aufgelöste Gefechtsordnung. Bei genügender Einsicht der Heeresleitung konnten wir schon 1870 mit dem späteren Mod. 71 oder einem ähnlichen und der zerstreuten Kampfform versehen sein. Das erste blieb uns ganz versagt, und das zweite mußten wir nach den unge-

heuren Einbußen durch unsere geschlossenen, dickmassigen Frontalangriffe mitten im Felde notdürftig erlernen. „Ach hätten wir Ihren Rat befolgt!“ sagte nach der Schlacht von St. Privat der König Wilhelm zu Waldersee. — Im Jahre 1874 bekamen wir das Modell 71. Sämtliche Großstaaten hatten seitdem bis nach Mitte der achtziger Jahre der Qualität nach gleiche Gewehre und Kanonen. Schon Anfang der achtziger Jahre tauchten drei Probleme auf: Mehrlader, kleines Kaliber, rauchfreies Pulver. Alle Staaten haben diese drei Fragen mit einem Modell gelöst, das sie heute noch führen. Überpraktisch wie wir sind, lösten wir erst eine Frage, und zwar die unwichtigste, mit dem Repetiersystem Mod. 71/84; Kaliber und Pulver blieben die alten. Dies Gewehr war geradezu ein Hohn auf eine Kriegswaffe. Unsere damaligen Offiziere denken noch heute mit Schrecken an diese untaugliche Waffe zurück. Das größte Glück war, daß bei dieser Lösung der technischen Zeitfragen das alte Mod. 71 noch da war, zu dem wir im Kriegsfalle zurückzugreifen gezwungen waren. Um die europäische Blamage der Gewehr-Prüfungskommission zu verdecken, wurde diese Jammerwaffe das „politische Gewehr“ getauft. Michel glaubt noch heute an dieses Märchen und ist entzückt von der Vielseitigkeit unserer politischen Mittel. Viele Millionen verschlang dieser Mißgriff und wir mußten schleunigst etwas anderes bieten, da die Franzosen mit ihrem Modell 86 antraten, das sie heute noch führen. Wir konstruierten schnellstens das Modell 88. Von Rechtswegen mußte es das beste sein, da es zuletzt eingeführt wurde. Das war es natürlich nicht, und wir bekamen erst mit dem Modell 98 eins der besten Gewehre. Also drei Modelle gebrauchten wir,

um jene drei Zeitfragen der Gewehrtechnik zu lösen, während die übrigen Mächte dazu je ein Modell gebrauchten. Dies alles ist für den Kenner unseres Heerwesens keine Überraschung. Noch heute hat unsere Infanterie keinen nennenswerten Ballistiker und die Artillerie keinen von europäischem Rufe, geschweige denn einen Konstrukteur. Der Offizier, also der technische Dilettant, ist das „Mädchen für alles"; ein weißer Rabe verändert die Regel nicht. Den Ingenieuren von Kopf gehen wir behutsam aus dem Wege, denn diese Kerle haben zumeist keine Kurialien im Leibe. Wir bezahlen dieses Verfahren mit vielen, vielen unnützen und dem Vaterland gefahrbringenden Millionen aus der Tasche der schafsgeduldigen Steuerzahler.

Artillerie-Prüfungskommission. Die rastlose Tätigkeit der Gewehr-Prüfungskommission brachte die Artillerie-Prüfungskommission um ihre Nachtruhe. Sie wollte auch dazwischen und schenkte der Nation mit dem Mod. 96 eine Kanone, die dem fast gleichzeitig eingeführten französischen Mod. 97 alles in allem mehr als zweifach unterlegen ist. Dieser unerhörte Mißgriff ist seit 300 Jahren und länger in keinem Lande vorgekommen. Das französische Geschütz ist ein Rohrrücklaufgeschütz, das nach dem zweiten Schusse ohne erneute Einrichtung (vorschieben und visieren) dasselbe Ziel behält und nur geladen und abgefeuert wird. Es bleibt genau an derselben Stelle nach dem Schusse, dessen Rückwirkung durch eine unter dem Laufe auf der Lafette angebrachte hydraulische Bremse aufgefangen wird; daher stammt sein großer Vorzug. Der absolute Stillstand des Geschützes nach dem Schusse ermöglicht die Anbringung eines weitgehenden Schutzes für

die Bedienung durch Stahlbleche. Zuerst rümpften unsere tollkühnen Manöverhelden über das feige Verkriechen die Nase, was in Deutschland bekanntlich vor dem Putzen gelehrt und gelernt wird. Aber bald überzeugte man sich durch Probeschießen in Jüterbogk von dem enormen materiellen und moralischen Werte dieses Schutzes und sah verlegen auf die Stiefelspitzen. Aus diesem Geschütz können in der Minute bis 20 gezielte Schüsse abgegeben werden gegen 6 gleiche aus unserem Modell 96. Mit kurzen Worten: Zwei dieser Geschütze wirken wie sechs der unsrigen. Unser Geschütz hat als Bremswirkung gegen den Rücklauf die Seilbremse und den Federsporn. Die Seilbremse wirkt zu wenig, und der Federsporn kann es allein nicht schaffen. Genug, unser Modell bleibt altes System und läßt nur einen Gewinn von zwei Schuß auf die Minute zu und keinen Schutz für die Bedienung. Mit diesen beiden Bremsvorrichtungen konnten auch die alten ausgemerzten Geschütze versehen werden, die selbst noch den etwas erweiterten ballistischen Leistungen des neuen Modells gerecht geworden wären. Die sparsamen und vorsichtigen Österreicher haben das mit ihrem aptierten Mod. 75/96 bewiesen. Allein jene Aptierung unserer alten Kanone hätte nicht den zehnten Teil der Neuanschaffungen gekostet!!! Das französische Geschütz ist ein Schnellfeuergeschütz und das unsrige nicht. Bis jetzt hat unser Modell 96 noch nicht den Ehrentitel „politische Kanone“ erhalten. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir die weltberühmte Einfalt Michels etwas näher besehen. Er ist nämlich ein verschlagener Bursche. Sagt man ihm, die Franzosen hätten ein besseres Gewehr oder Geschütz, so schneidet er ein pfiffiges Gesicht und entgegnet

in Erinnerung an 1870: „Treffen ist die Hauptsache!“ Er hat nämlich seit damals die unverrückbare Überzeugung, daß wir mit schlechten Gewehren stets besser schießen als die anderen mit guten; er hat also Tradition im Leibe. — Es würde zu weit führen, eine Perspektive zu zeigen, die sich durch die gewaltige Überlegenheit der französischen Artillerie über die unsrige bietet. Erinnert sei nur an die traurige Rolle, welche unsere Kulissenschieber spielen mußten, um den technischen Sieg der Franzosen für Deutschland zu verheimlichen. Noch niemals ist seit 15 Jahren so viel und so plump gelogen, und das will gewiß etwas heißen! — Zu gleicher Zeit mit den Franzosen konstruierte Ehrhard in Düsseldorf ein Rohrrücklaufgeschütz, das dem französischen gleichkam und heute durch Verbesserungen ihm wohl etwas überlegen ist. Wenn es wahr ist, daß dieses Geschütz mit dem Krupp-Modell 96 in Konkurrenz gestanden hat, so sollte die anständige Presse keine Mühe scheuen, festzustellen, welcherlei Gründe zur Annahme des weit unterlegenen Kruppgeschützes geführt haben. Außerdem ist der Preis des Modell 96 festzustellen, da dieser ein merkwürdig hoher sein soll; man sagt, Krupp hätte an 300 % daran verdient. Der Steuerzahler muß endlich wissen, ob bei Staatsarbeiten die Person oder die Sache protegiert wird! Inzwischen hat auch Krupp unter Zuhilfenahme einiger Ehrhardscher Ansprüche ein Rohrrücklaufgeschütz konstruiert, welches das französische und das von Ehrhard um einiges überragen soll. Dieses Geschütz wird bei uns eingeführt, und es sollen gottlob schon mehrere Hundert hergestellt sein. Das neue Krupp-Modell soll seit etwa zwei Jahren in seiner

heutigen Ausführung fertig sein, aber Schutzstreitigkeiten zwischen Ehrhard und Krupp hätten die Massenanfertigung hinausgezogen. Es ist wiederum die heilige Pflicht der anständigen Presse, festzustellen, was daran Wahres ist. Es wäre unerhört, wenn diese Zwistigkeiten die im Interesse der Sicherheit des Vaterlandes allerschleunigst auszuführenden Arbeiten gestört hätten. So haben wir wieder zwei Modelle nebst den üblichen Millionen gebraucht, um so weit zu sein wie die Franzosen mit einem. Die geringe Überlegenheit, von der so viel Wesen gemacht wird, macht den Kohl nicht fett. Wir haben seit 20 Jahren viel geprahlt mit unserem Blick und Sinn für „praktische" Dinge. Die Mißachtung der Wissenschaft und des Geistes macht überpraktisch d. h. dumm.

Neue Uniformen. Die Armee soll neue Uniformen bekommen, die weniger sichtbar sind. Warum sie die nicht schon vor 25 Jahren bekommen hat, ist nur dem verständlich, der seine Leute kennt. Damals trugen die Gewehre und Kanonen annähernd ebenso weit. Seit Einführung des rauchschwachen Pulvers, also seit 15 Jahren, ist die Frage akut geworden. Sie würde das in den nächsten 15 Jahren auch noch sein, wenn nicht Frankreich vor kurzem seine neue Felduniform eingeführt hätte. Jetzt gibt es keinen Verzug mehr. Wäre vor Jahren, wie jeder vernünftige Mensch erwartete, allmählich mit der Umkleidung des Heeres begonnen, so hätte die ganze Geschichte nur wenig gekostet, denn ob wir Stoffe von alter oder neuer Farbe kauften, blieb sich gleich. Doch nun drängt die Zeit, und es muß schnell gehandelt werden. Die Millionen gehen wieder auf Reisen nach bekannten Mustern, und der alte Jux

füllt die Kammern. Das angepriesene Auftragen ist hinlänglich bekannt. — Die „Reformen“ der letzten 15 Jahre wären besser unterblieben, denn es ist nichts dabei von wirklichem Werte, im Gegenteil. Billiger und praktischer war jedenfalls die Memorierung des Zopfliedes von Chamisso.[4]) Das Schlimmste ist die Unkenntlichmachung der Armee durch Abzeichen, Namenszüge, Wegfall der Nummern, neue Uniformen, und wer weiß was sonst noch. Schon vor vier Jahren schrieb das völlig gezähmte „Militär-Wochenblatt“: „Es gehört nunmehr bereits ein längeres Studium dazu, um sich aus der Armee herauszufinden!“ Eine Uniform soll praktisch und schön sein. Die neuzeitliche Schönheit kann nur durch diskrete Farben und den Schnitt hergestellt werden, und sie verschwindet bei 60 bis 70 Meter Entfernung. Sonst soll die Uniform ein schlechtes Ziel bieten, damit nicht zuviel Menschen für die äußerliche Tradition mit ihrem Blute büßen müssen. — Der weißgraue Mantel ist ein Mißgriff, denn er ist so weit sichtbar wie der schwarze. Die Schießschnur ist ein Mißgriff, wie das ganze geschmacklose Schnürensystem, denn sie paßt zu keiner Uniform, und hindert den Mann beim Schießen im Liegen. Der Offizierdegen ist ein Mißgriff, denn er ist zu schwer und beschäftigt vollständig die linke Hand bei jeder Gangart. Und noch eine Stunde so weiter! Alles unschön, unpraktisch und teuer! Nicht besser als die putz- und neuerungssüchtigen Reformkünsteleien Friedrich Wilhelms III. nach dem zweiten Pariser Frieden in den Jahren 1816—20. — Der Offizierdegen muß leicht sein und schön und sollte eine zusammenlegbare Lederscheide haben, die bei gezogenem Degen nicht die linke Hand beschäftigt

oder zwischen den Beinen baumelt. Unsere Offiziere sind sich einig, bei der ersten Schlacht die Scheiden fortzuwerfen, damit sie die linke Hand für das Fernglas frei bekommen. Auch der Helm muß fallen. Im Winter zu kalt, im Sommer zu warm und zu schwer, hat er mit dem Degen die Okkupierung einer Hand gemein, denn beim Schießen im Liegen stößt ihn der aufgeschnallte Mantel in einem fort auf die Nase. Für alle Fälle sollte schleunigst eine leichte, baumgraue und wasserdichte Feldmütze mit großen seitlichen Dunstöffnungen und einem breiten, biegsamen Schirm von derselben Farbe geschaffen werden. Ob die schreienden Farben der Husarenjacken fallen, der unpraktische Ulanenczapka, die Epaulettes, der Kürassierhelm, die Pelzmütze etc., steht wohl noch dahin. Die Trennung würde eine ergreifende werden.

Neuerdings verlautet, daß die Offiziere der Infanterie lange, braune Kniestiefel bekommen sollen. Da hätten wir schon den ersten Mißgriff des „allerneuesten Kurses". Der lange Stiefel eignet sich durchaus nicht für große Märsche, und im Ernstfalle müssen wir maschieren wie noch nie. Die Schuhfrage harrt noch der Lösung, trotzdem sie längst gelöst sein könnte. Wahrscheinlich wird ein leichter Halbstiefel mit vom Knöchel an verschnallbarem Schaft sich als brauchbar erweisen.

Vermutlich werden dieselben Leute, nach deren Geschmack es uns wiederholt aufstieß, auch die neuen Uniformen zuschneiden. Na, was auch kommen mag, nur keine Illusionen! Vertrauen wir dem Zufall, vielleicht trifft der es einmal richtig! Uns frommt allein ein tiefer Griff in die Tasche und dann noch einer — für die Abänderungen!

Michel. Nun, lieber Michel, nachdem wir mit der Besichtigung der einzelnen Truppengattungen und Dienstzweige fertig sind, wollen wir Dich mal besichtigen, von außen und von innen. Wir haben Dich bereits oberflächlich betrachtet, da Du schon von weitem einen kränklichen Eindruck machst. Du redest so viel lautes und wirres Zeug durcheinander und nimmst theaterhafte Posen an; Du scheinst stark zu übertreiben, sogar die Körperfülle. Früher, als Du noch schlank warst, so um 66, 70 herum und auch noch etwas später, da warst Du ein ernster, ruhiger und bescheidener Mann, wenn auch etwas unbeholfen und redefaul. Aber alles hatte vor Dir Respekt und hütete sich, Dich zu verletzen. Damals hattest Du nicht nötig, Vorträge über Deine Tugenden zu halten, sie waren auch ohne Worte bekannt geworden. Und heute, wo Du Dir ein gehöriges Fettpolster um den Leib geschnallt und ein stark vergrößertes Sprachorgan zugelegt hast, lächeln die Leute. Du siehst Dich verdutzt um und bemerkst, daß die Kinder hinter Dir herlaufen und Dich foppen. Ei, da soll doch gleich der Teufel dreinschlagen! Heda, Schutzmann, die Göhren ulken mich an! — Verlaß Dich auf unsere Diagnose, lieber Freund, Du bist schwer krank, und das wird immer schlimmer: Dein Durst ist pathologisch geworden, und Dein Augenlicht ist stark geschwächt. Die größten Schwindler tanzen Dir auf der Nase herum, und Du erkennst sie nicht. Es wird Dir zwar häufig gesagt, Du seiest ein starker, gesunder Mann von herrlichem Körper und Geiste. Glaube das ja nicht, lieber Michel, wenn Du wieder ernst genommen werden willst. So reden Kurpfuscher, die Dich wegen ihrer hohen Liquidationen bei Stimmung erhalten wollen und auf Deine weitere

Kundschaft rechnen. Wir werden vorerst eine kleine Magen- und Herzuntersuchung vornehmen.

- Bier, Tabak. Die ansehnliche Zahl der Reichsfeinde ist um zwei vermehrt, die sich seit 30 Jahren eines stetig und schnell wachsenden Einflusses erfreuen. Sie haben das Reich unterjocht; und seine Bewohner fühlen sich bei ihrer noch nicht entwöhnten Bedientennatur ganz kannibalisch wohl dabei. Einer soll Herr im Lande sein, und das sei Gambrinus, und sein einziger Sohn und Thronfolger ist der Bierlala! Schon die alten Deutschen soffen, aber Michel hat sie in Erweiterung dieser traditionellen Eigentümlichkeit an die Wand gedrückt. Viele seiner Dichter haben den Suff poetisch verklärt, doch am stolzesten ist er auf seine eigene Erfindung, den Bierkomment. Der Bierkomment hat das ganze Volk erobert; kein Handwerkerlehrling oder Arbeitsbursche trinkt noch ohne Komment. Die alten Deutschen waren jedoch zuerst leidenschaftliche Turner und dann erst Säufer. Sie vergeudeten viel Zeit mit Fechten, Schwimmen, Wettlaufen, Jagen, Ringen und anderem Sport. Damals hatte die Zeit noch wenig Wert, aber Michel kennt heute das Wort „Zeit ist Geld" und versäuft sie ganz, so weit er nicht durch Nebenbeschäftigungen geniert ist. Gymnastische Körperpflege gehört nicht zu seiner Nebenbeschäftigung. Der Erfolg ist ein großartiger. Drei Milliarden geben wir jährlich aus für Bier, Schnaps und Tabak, und — die Regierung ist verlegen um Beschaffung der Steuern; 10 % davon sind 300 Millionen. — Es ist noch nicht lange her, da hatten die Tagesblätter besondere Spalten für die Verherrlichung des Bieres. In rührenden Tönen priesen sie das Bier als flüssiges Brot, und jeder Zuwachs des

Verbrauches wurde mit Stolz verbucht. München blieb der Stachel in der Brust der nichtbayerischen Deutschen und das vielleicht nie erreichbare Ideal. Sie suchten sogar durch Bier den Schnaps zu verdrängen, aber das erwies sich als eine Austreibung der Teufel durch Beelzebub. Jetzt ist es stiller geworden mit den Lobpreisungen, denn die Folgen stehen wie ein ekles Laster vor aller Augen. Auch andere Völker trinken Alkohol und teilweise mehr als das deutsche, aber keines trinkt den Alkohol in dieser schädlichsten aller Formen, als deutsches Lagerbier. Österreich trinkt nach Deutschland am meisten Bier, doch ist dies ein leichtes, reines und edleres Bier. Was aber die Hauptsache ist, der erwachsene Österreicher trinkt täglich im Durchschnitt nicht mehr als drei halbe Liter. Damit fangen wir gar nicht erst an, wir können mit drei, fünf, acht und zehn Litern aufwarten. Würden wir nur den im Bier enthaltenen Alkohol trinken, so wären die Folgen nicht schädlicher als bei den Russen, Engländern und Franzosen. Das Schlimmste am Bier aber ist seine Quantität, das Wasser, der Träger des Alkohols. Auch die großen Mengen Hopfen und Malz sind schädlich. Das Wasser des Bieres passiert die Blutbahn und verhindert dort die Verbrennung der durch die Nahrung aufgenommenen Nährstoffe, die teils unverwertet ausgeschieden werden und teils, was das Gefährlichste ist, als Fettablagerung im Körper verbleiben. Auch die vielen Herz- und Nierenleiden in Deutschland entstammen dem übermäßigen Biergenuß. Daß starker Bierverbrauch nicht nur den Körper deformiert, sondern auch die Spannkraft des Geistes herabsetzt, ist allbekannt; er soll sogar das Augenlicht verschlechtern. Ein

weiteres Übel ist die durch das Lagerbier erzeugte Magenerweiterung, wobei die Kartoffel, unser festes Lagerbier, noch tatkräftig sekundiert. Diese Magenauftreibung, die jedem Deutschen von Jugend auf durch Bier und gehaltlose Genußmittel mühsam aber systematisch beigebracht wird, veranlaßt ihn zu einer weit über den Bedarf hinausgehenden Nahrungsaufnahme; er hat immer Hunger. Die Kartoffel ist ebenso wertlos wie das Lagerbier. So zieht immer ein Unglück das andere nach sich. Das Lagerbier reizt wegen seines hohen Alkoholgehaltes fortwährend zum Trinken, ohne recht den Durst zu stillen. Dazu noch einen Tobak und einen Schnaps nach dem andern, und der in Völlerei versunkene, nach Millionen zählende tabak- und bierherzkranke deutsche Dickwanst ist fertig zum Gespötte der ganzen Welt. Wenn er 50 Schritte laufen muß, geht ihm die Luft aus, und im Sommer riecht er stark nach Schweiß. Wir haben seit alten Zeiten ebenso geschmacklos wie häufig das deutsche gute Herz gepriesen, woran die skeptischen Ausländer wegen fehlender Beläge nie recht glauben wollten. Unser schönes Bierherz können sie uns nicht bestreiten, denn wir beweisen ihnen, daß in München jeder zehnte Mann vorzeitig daran eingeht. Schon früh beginnt Jungmichel. In den Städten spaziert er unter den Augen der Bevölkerung vom 12ten Jahre an mit der Zigarette herum, und mit sechzehn Jahren ist er ein vollwertiges Mitglied der biervertilgenden Familie. In Schülerverbindungen übt unsere sog. bessere Jugend fleißig den Bierkomment, dessen Befestigung und Erweiterung dann die studentische Korporation, gleichviel welcher Art, übernimmt. Die Folgen des Suffs sind grauenhafte geworden, sie gefährden die körper-

liche und geistige Entwicklung des Volkes. Mit 25 Jahren und vielfach schon früher hat Michel sich ein Ränzlein angemästet. Nur diejenigen, die starke körperliche Beschäftigung haben oder absolut nicht zum Fettansatz neigen, sind von dieser Regel ausgenommen, ohne dadurch aber den anderweitigen üblen Folgen des Alkohols zu entgehen. Mit dem körperlichen Verfall hält der geistige und sittliche gleichen Schritt; Paul de Lagarde hat dies trefflich geschildert. Der Hauptgrund unserer unbestreitbaren, starken Zersetzung ist denn auch in unserem Kneipenleben zu suchen; wir sind hinter der Bierkanne zu energielosen Maulhelden geworden, die alles beschimpfen und beklatschen, ohne die Kraft zur Abhilfe zu finden. Die deutsche Schmähsucht und der deutsche Neid sind in der ganzen Welt bekannt. Unsere höchste außerdienstliche Geistesarbeit gipfelt im Skatspiel, und das wurzelt im Suff. — Alle Berufsklassen, die nicht durch Entfaltung genügender körperlicher Gegenmittel geschützt sind, sind unserm Nationalleiden verfallen. Sehr stark beteiligt ist auch das Offizier- und Unteroffizierkorps sowie die älteren Jahrgänge der ganzen Armee. Die körperliche Inanspruchnahme der Führer ist eine zu einseitige, sie beschäftigt fast nur die Beine und vermeidet die wichtige Trainierung des Oberkörpers. Schon der Herr Oberleutnant tritt mit einem respektablen Feist auf den Rippen an. Beim Hauptmann quillt das Fett bereits bedenklich über die Knöpfe und nun erst der Herr Major mit dem schönen Doppelkinn! Der ältere Unteroffizier und der Sergeant lassen sich durch den Oberleutnant nicht verblüffen, und der Feldwebel und Wachtmeister schrecken nicht vor dem Umfange des Obersten zurück. In China soll

die Mehrzahl der Unteroffiziere, also die stärksten Trinker in der Armee, marode geworden sein; da der Dementierdienst diese Nachricht wiederholt bestritt, so scheint sie richtig zu sein. Es sieht aus, als ob die Armee auf dem nächsten „Kongreß der Dicken" die Führung zu übernehmen gedenkt.[5]) — Auf dem Schlachtfelde der Zukunft ist im Bereich der aufgelösten Infanterie zumeist das Pferd verbannt. Sogar der Oberst und der Brigadier werden dem Kampfe zu Fuß folgen müssen, aber das Fett sträubt sich gegen diese Forderung. — Die militärischen Dienstjahre werden häufig als die beste Erziehung gerühmt. Warum entwöhnt man den Mann nicht von der gehaltlosen, magenauftreibenden Kartoffel? Warum gewöhnt man ihn nicht an die gehaltreicheren Nahrungsmittel, Linsen, Bohnen, Erbsen, Grützen, grünen Gemüse, Obst u. a. m.? Wie will man diesen aufgetriebenen Magen im Kriegsfalle sättigen? Wir werden den doppelten Nahrungsmitteltrain der anderen Völker gebrauchen. Eine gänzliche Änderung der Küche des Volkes müßte mit allen Mitteln angestrebt werden. Die Unmenge Fette und Süßigkeiten müssen verdrängt werden. Das ist alles zu machen, nur kostet es viel Arbeit und Zeit, und das ist nicht verlockend für unsere Eintagsgrößen, deren Ruhmesbedürfnis einer täglichen Stillung bedarf. Ähnliche Erscheinungen wie Tabak und Bier bringen Schnaps und Zucker. Bei beiden ist Überproduktion eingetreten und die Interessenten verlangen daher von der Regierung, daß sie endlich für Vergrößerung des Verbrauchs im Inlande Sorge trage. Auf den Inhalt bezogen, ist der Schnaps der Rivale des Biers und der Zucker der der Kartoffel. Schon ein geringes Übermaß von beiden verdirbt

die Nerven, stört die Ernährung und fördert den Fettansatz. — Vor allem muß uns aber daran liegen, das Lagerbier und das übertriebene Kneipenleben aus dem Volke hinauszubringen. Der Bierverbrauch ist durch Steuern zu beschränken und durch Herabsetzung des Alkoholgehaltes. Außerdem ist die Herstellung gutschmeckender obergäriger Biere und Fruchtweine aller Art zu fördern. Die Biere mit geringem Alkoholgehalt werden nur gegen Durst getrunken und gestatten kein Kneipen, denn je weniger Alkoholgehalt ein Bier hat, desto weniger reizt es den Durst. Die Brauereien sollen schadlos gehalten werden durch Steuernachlaß und Prämien für den Export, denn Exportbier gebraucht einen höheren Alkoholgehalt. Dem Kneipenwesen muß entgegengewirkt werden durch die Beschränkung von Neukonzessionen auf ein Minimum, sowie Einziehung der durch Tod oder anders erledigten Konzessionen. Wir werden dann bald Luft bekommen, und der Schaden der Wirte ist kein beträchtlicher. In den Kantinen und Kasinos darf nur obergäriges Bier verschänkt werden, ebenso auf den Bahnhöfen etc. Auch dem übertriebenen Nachtleben müssen wir zu Leibe gehen, trotz allem Geschrei der Interessenten, die für diesen Fall den Untergang Deutschlands in Aussicht stellen werden. Doch Verzeihung für die schönen Phantasien! Wir alle glauben ja nicht daran, daß die Regierungen und das Volk den Mut finden, der Herrschaft des geheiligten Braugewerbes und der Schnapsbrennerei in den Weg zu treten. Ja, es soll sogar große Regierungen geben, die froh sind, durch den Suff das Volk von „schlechten Gedanken“ abzuhalten. Saufen wir daher weiter!

Augen. Mit unserer Sehkraft geht es, zumal in den höheren Volksschichten, reißend bergab. Nach den neuesten Untersuchungen haben die oberen Klassen der höheren Schulen bis 60 % schwachsichtige Schüler. Das genügt vorläufig. Ähnlichen Unfug wie mit den vorerwähnten Genußmitteln haben wir auch mit den Augen getrieben. Schlechte Belehrung durch die Schule und Familie im Gebrauch des Auges, schlechte Beleuchtung, schlechte Schriftzeichen und schlechte Farbe des Papiers wetteiferten zur Beschaffung der verdorbenen Sehkraft. Nirgends trat auch nur der Schatten einer Gegenwirkung auf, dank der universellen Gleichgültigkeit der Regierungen. Seit länger als 20 Jahren sind wir in der Lage, der Erhaltung der Sehkraft mit einer brauchbaren Wissenschaft beizuspringen. Warum schufen wir statt des weißen Papieres keine anders gefärbte Unterlage? Warum ließen wir einen Druck von der Kleinheit des in der Reclam-Ausgabe gebrauchten zu? Ist es nicht möglich, eine gesetzliche Bestimmung über die Minimalgröße der Buchstaben zu treffen? Warum behalten wir die dem Auge verderbliche eckige gotische Schrift und erschweren dadurch nebenbei noch die Erlernung und Verbreitung der deutschen Sprache? Wie leicht kann durch Übung die Fernsicht des Schülers gehoben werden! Wie viel kann durch kleine, gedruckte Belehrungen in Schule und Haus geschaffen werden! Was ist der Soldat mit der Brille im Felde wert? Die Hälfte bei sonst gleicher Veranlagung von einem mit guten Augen; er ist der Rivale des dicken, der auch nicht mehr gilt. Wer etwas vom Schießen versteht, muß sich wundern, daß bei diesem Rückgang der Sehkraft die Gewehre für die weiteren Distanzen

noch nicht mit einer dritten Absehe, einer diopterartigen oder anderen, ausgerüstet sind. Die Einfachheit würde dadurch nur wenig beeinträchtigt, während der Gewinn ein großer wäre. Die Schüsse des kurz- oder schwachsichtigen Soldaten für weitere Entfernungen sind lediglich Draufknallereien und Munitionsvergeudung. — Die Linie der Infanterie, die Reserve und das erste Aufgebot der Landwehr werden nach Abzug des Abganges etwa 1 800 000 Mann ausmachen. In dieser Zahl sind mindestens 200 000 Mann enthalten, deren Leistungsfähigkeit durch Fett und schlechte Augen halbiert ist. Zumeist stammen diese Degenerierten aus den höheren und mittleren Volksschichten, denen das Führermaterial entnommen wird. Es würde sich gewiß bewähren, dieses Material schon in Friedenszeiten zu besonderen Verbänden zu formieren, damit es im Ernstfalle die Beweglichkeit der normalen Truppe nicht stört und gleichartig beansprucht werden kann nach der Melodie: „Nur immer langsam voran!" Dieser Vorschlag sieht nur komisch aus, er ist es aber durchaus nicht. Bei der Landwehr zweiten Aufgebots ist der Bestand an Untauglichen dieser Art selbstredend noch viel größer.

Es ist ein trauriges Zeichen unseres Gemeinsinns und unserer Einsicht, daß sich noch keine patriotischen Männer mit Geld zusammengetan haben, um die auserwählten Schriften der in- und ausländischen Klassiker in tadellosem Druck, Einband und Papier dem deutschen Volke darzubieten. Die Auswahl dürfte nur rein nach dem objektiven Werte der Schriften erfolgen, denn jede parteiische Auswahl erstickt das Unternehmen. Wenn die Unternehmer weiter nichts wollen als eine Verzinsung und allmäh-

liche Amortisation ihres Geldes, so sind sie imstande, den gesamten, nach Inhalt, Druck und Ausstattung als Schund qualifizierten Buchhandel zu vernichten. Wir schlagen dabei mehrere Fliegen mit einer Klappe. Das Auge wird geschont, und durch den Genuß der besseren geistigen Kost verwöhnen wir und verschmähen minderwertige geistige Nahrung. Wir kommen endlich dazu, unserer weltgeschichtlichen Geschmack- und Urteilslosigkeit ein Ziel zu setzen.

Turnwesen. Als der große pädagogische Organisator Jahn, GuthsMuths und Maßmann das Turnwesen schufen und entwickelten, verbanden sie mit der körperlichen Stärkung, Abhärtung und Stählung auch die geistige und sittliche. Es lag ein prachtvoller, gesunder Kern unter der oft rauhen und wunderlich aussehenden Schale. Ein Kraftgefühl, ein Idealismus und eine Vaterlandsliebe zeigte sich in der Jugend und im Mann, weit höher als 1866 und 1870. Was konnte aus den Tugenden gemacht werden bei verständnisvoller Leitung durch die Regierungen! Doch es ist dafür gesorgt, daß Deutschland aus dem Elend nicht herauskommt. Der ängstliche und undankbare Friedrich Wilhelm III. und die Mehrzahl der deutschen Fürsten bekamen das Gruseln. Die Demagogenriecherei begann und mit ihr die abscheulichste Verfolgung der jugendlichen Schwärmer. Die Festungen füllten sich, und vergessen waren die ungeheuren Opfer, die das deutsche Volk für seine Fürsten gebracht hatte. Eine zwanzigjährige, rücksichtslose Bedrückung und Knechtung warf das Volk in den Morast zurück, aus dem es sich durch eigene Kraft mühsam herausgearbeitet hatte. Was von der edlen Turnerei übrig blieb, war

nichts als eine körperliche Dressur für Akrobaten, doch selbst der kleine Rest hatte noch Wert. Der Geist war gründlich herausgetrieben, denn die Furcht vor Geistern war damals schon ebenso groß wie heute.

Als bestes Gegengift gegen den Alkohol und Tabak hat sich bisher die Turnkunst erwiesen. Die meisten Turner sind sogar heute noch mäßige Menschen, die noch ein gut Teil Idealismus im Leibe haben. Es könnte mehr sein, denn auch sie haben dem Moloch Lagerbier schon häufig geopfert, obwohl längst nicht in dem Maße wie die Schützen- und Sangesbrüder. Nur von der Reform des Turnwesens im weitesten Sinne kann die Wiedergeburt Deutschlands ausgehen. Mit dem Turnwesen muß der gesamte Sport, das Schießwesen und die Erziehung der Jugend in enge Verbindung gebracht werden. Ein alter Amerikaner oder Engländer hat gesagt: „Erziehe dein Kind bis zum siebenten Jahre, und du hast es fürs Leben erzogen". In diesem Ausspruch steckt viel Wahrheit, und wir Deutschen mit unserer traditionell schlechten Lebensart sollten ihn als eine große, nützliche Entdeckung schätzen. Was könnte erreicht werden mit der Ausdehnung und Erweiterung des Kindergartensystems in körperlicher, geistiger und moralischer Richtung! Die Mütter würden von den Kindern täglich auf einige Stunden befreit und die Kinder von den Müttern, was meistens noch mehr wert ist. Denn die Mehrzahl der Eltern in Deutschland kann keine Kinder erziehen, da sie selbst nicht erzogen ist. Unserer Jugend ist die Ehrfurcht vor den Eltern und dem Alter abhanden gekommen, doch wie an den Revolutionen nie die Völker schuld sind, laut Bismarck, so ist an diesen Folgen der schlechten Erziehung nicht die Jugend schuld. In

den Arbeiterschichten der Großstädte steht es besonders schlimm um das Gedeihen der Kleinen, schon wegen der beschränkten Raumverhältnisse. — Vor kurzem sind zwei ausgezeichnete Ideen aufgetaucht. Die Kinder von der Straße zu schaffen und die Einführung eines Unterrichts für den „Umgang mit Menschen" in allen Schulen, denn auch in den höheren mangelt es an guter Lebensart. Als dritte im Bunde empfiehlt sich die Ausdehnung der Volksschulzeit bis zum 15. Jahre und die Einführung eines politischen und hygienischen Unterrichts.[6]) — Die Schulkinder müßten jederzeit im Turnsaal ihrer Schule oder im Kindergarten Unterkunft finden, wo sie unter Anleitung körperliche, sittliche und geistige Pflege erhalten. Die heute dazu vorhandenen Einrichtungen sind viel zu unbedeutend, und die Gemeinden müssen gezwungen werden, genügende Vorkehrungen zu treffen. Zu Beginn der Abendstunden werden die Turnanstalten von Lehrlingen u. dgl. besucht, besonders von den im Flegelalter stehenden. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem Lande und in kleinen Städten. In der Stadt wird es sich mehr darum handeln, den Körper zu kräftigen und den Geist zu zügeln, und auf dem Lande, den Körper gelenkig zu machen und den Geist zu erwecken. — Vor etwa drei Jahren ist in einer deutschen Schützen- oder Militärzeitung von einem unbekannten Verfasser über die Heranbildung der französischen Jugend berichtet worden. Wir sind nicht mehr in der Lage, auf diese sorgfältige Arbeit genügend zurückzukommen und müssen uns daher auf die darin besprochene Ausbildung im Schießen beschränken. Der Schüler erlernt spielend den Gewehranschlag in allen Lagen und die Visierlinie einrichten. Er schießt aus guten

Teschins unter Aufsicht auch scharf auf kurze Entfernungen. Nach Verlassen der Schule nehmen die Jungen bis zu 16 Jahren noch teil an den Schulübungen. Vom 16. Jahre ab wird die Jugend neuerdings zu den privaten Schießübungen der entlassenen Soldaten zugezogen, die in Frankreich und Rußland von der Regierung unterstützt werden. Die französische Jugend bekommt also etwas mehr Inhalt als unsere verbummelte, die aber deshalb keinerlei Schuld trifft. Die Bildung einer uniformierten Jugendwehr mit militärischem Tamtam, das Soldatenspielen, wird natürlich keine guten Früchte bringen, denn die Eitelkeit und der unreife Kopf der Jugend führen zur Überhebung. — Wer jemals Rekruten im Schießdienst ausgebildet hat, wird wissen, wieviel Mühe und Zeit die Visierlinie, der Anschlag und die Abgewöhnung des Muckens kosten. Wenn der Soldat beim Schluß des zweiten Dienstjahres auch gut schießt, so verlernt er es doch auffallend schnell, was uns jede Reserveübung unter die Nase reibt. Das Schießen ist eben nicht in Fleisch und Blut übergegangen. — Die Organisation des Turnwesens muß auch den Jüngling und Mann umfassen. Von seinen Beamten, aktiven Offizieren, Reserveoffizieren und dergl. soll und muß der Staat verlangen, daß sie dauernd gymnastischen Übungen obliegen, damit sie körperlich und geistig in Form bleiben. Der Staat darf mit dem Geld der Steuerzahler nur die Kraft und nicht die Person bezahlen. — Wir müssen wohl mit der Hochschulbildung auf dem Holzwege sein, denn seit 40 Jahren hat sie außer Nietzsche kein echtes Genie erzeugt. Weit schlimmer aber ist ihr Versagen gegen den für alle Welt sichtbaren Verfall des Charakters und der All-

gemeinbildung. Der Verfasser lebte viele Jahre in verschiedenen Universitätsstädten, hat in der Jugend selbst mehrere Semester studiert und steht auch heute noch in beständiger Verbindung mit der studierenden Jugend. Die dürftige Kontrolle beim Kollegienbesuch unterstützt nur allzusehr die Verwandlung der gepriesenen „akademischen Freiheit" in völlige Ungebundenheit. Wie will ein soeben dem Schulzwange entlaufener Jüngling das plötzlich gereichte Übermaß von Freiheit ohne Schaden an Leib und Seele überwinden! In vielen Fällen trägt er auch gehörige Blessuren davon. Die Bummelei und der Suff erfordern den Einpauker, der durch die einseitige Strapazierung des Gedächtnisses uns den perfekten Streber schenkt, bei dem die Gesinnung und die Beziehung Trumpf sind. Die Regierung verleiht ihm Amt und Würden unter Vergießung von Freudentränen, denn er bietet die kollegiale Gewähr, daß er sich durch Geist nicht absondert. Michel muß ihn dann standesgemäß berappen und wird dafür gehörig von ihm angeblasen. Ein wenig besser ist es seit zehn Jahren auf der Hochschule geworden, aber etwas Vernünftiges und Vollwertiges kann niemals aus dem jetzigen Zustande der Dinge hervorgehen. So lange wir die Korporationen dulden, wird jede Reform des höheren Unterrichts scheitern, denn sie sind wahre Brutstätten des Verfalls. Nicht ein Funken Gemeingeist oder Streben im guten Sinne wird in ihnen erzeugt. Nur eine äußerliche kommentmäßige Appretur und eine große Klatschsucht unter geringem Aufwand an Geist und großem an Dünkel. Die Verbindungskneipen sind nebenbei noch die Geburts- und Pflegestätten unserer nervenzersetzenden, geist- und witzlosen Zote. Doch genug davon! Um

in einigem dem Kneipen- und Bummelleben entgegen zu wirken, sollte der tägliche Turnunterricht obligatorisch gemacht werden, auch für Korporationen, denn das bißchen Fechten ist zu einseitig. Wir speichern damit Kraft auf und belegen Zeit, die beide sonst unter Garantie verlumpt werden. Die Ausnützung der äußerlichen Freiheit zur Pflichterfüllung und Arbeit führt zur wahren, innerlichen Freiheit, während ihre Verbummelung die Unfreiheit bringt. Gerade den Kommilitonen müssen wir einer straffen, ernsten und vaterländischen Sammlung unterwerfen, denn Zerstreuung hat er von Jugend auf im Überfluß. Hiermit ist nicht eine Gleichmachung der Geister gemeint, sondern eine Vertiefung, eine wirkliche Erweckung der Individualität. Eine rücksichtslose Kontrolle des Kollegienbesuches könnte auch nur gute Früchte tragen. Und nach alledem verbleibt noch eine riesengroße Portion „akademischer Freiheit"! Ohne die vollständige Gesundung unserer an körperlicher, geistiger und seelischer Blutleere leidenden Jugend ist dem Verfalle nicht Einhalt zu tun. — Alles, was wir bisher an der körperlichen Ausbildung der Jugend und der körperlichen Erhaltung des Mannes zuwege gebracht haben, ist eitel Stückwerk, eine einzige grobe Vernachlässigung. Man sah auch hier „höheren Orts", wie bei der Abwehr der Geschlechtskrankheiten, über den Rand des Schemas f nicht hinaus. — Das Turnwesen im weitesten Sinne ist die Grundlage der Gesundheit, der körperlichen, geistigen und sittlichen Kraft, kurzum der Wehrkraft des Volkes. Je wehrhafter ein Volk, desto leistungsfähiger ist es auf allen Gebieten. Jeder Deutsche erhält mit dieser Ausbildung des Körpers und Geistes einen Empfehlungsbrief fürs Leben ausgehändigt. Er

wird uns in dieser Ausrüstung einen besseren Ruf machen und ein besseres Gedächtnis bewahren als seither. — Um eine Vorstellung von dem Werte der fundamentalen Ausbildung des Körpers zu geben, erinnern wir daran, daß der Abgang an Maroden und Feiglingen, also körperlich und moralisch Minderwertigen, schon vor den ersten Schlachten bis zu einem Drittel der Heere betrug, was geschichtlich feststeht. Dieser Abgang wiegt doppelt, denn erstens fehlt er in der Schlacht, und zweitens belastet er den Train der Armee. Deshalb wird hier immer wieder betont: Güte statt Menge. Qualitäten entstehen aber nur durch Ausbildung und Erhaltung des Körpers und der Energie. Die Beteiligung an gymnastischen Übungen kann mit einer Steuer, analog der immer noch nicht eingeführten Wehrsteuer, beliebig verstärkt werden. Wer dem Vaterlande mit seinem Körper nicht nützt oder nützen kann, soll ihm mit dem Geldbeutel nützen; das ist recht und billig!

Namentlich in den Jahren 1840 bis 1885 haben wir Millionen und Millionen Menschen durch die Auswanderung verloren. Die übergroße Mehrheit dieses wertvollen Materials war energisch und selbstbewußt. Der schnelle Aufschwung der Amerikaner, die noch von anderen Ländern ähnlichen Zuwachs erhielten, und das allmähliche, aber stetige Erschlaffen der Deutschen beruhen streitlos teilweise auf diesem Kraftgewinn und Kraftverlust. Die noch vor der Tür stehenden Jahre der Not werden uns wieder Unmengen von „Kulturdünger" entziehen. Wir müssen daher eine Energiequelle aufsuchen, die uns die großen Verluste verschmerzen läßt. Dieser ewige Jungborn bleibt die körperliche Kraftentfaltung auf veredelter Grundlage.

Wir können diesen Platz nicht verlassen, ohne des Weibes zu gedenken, denn ohne die körperliche Ausbildung des Weibes wäre das Turnwesen unvollkommen. Ein großer Teil der gymnastischen Erziehungsmittel ist auch auf das weibliche Geschlecht auszudehnen, denn es soll uns gesunde und willensstarke Mütter bescheren, welche die Jugend zügeln und bilden können. Die Reformierung des deutschen Weibes ist auch in nationaler Hinsicht unerläßlich. Bisher ist nichts dafür geschehen, und unsere Mädchen und Frauen sind ohne nationales Gepräge und charakterlos. Die Verantwortung tragen die Regierungen und — die sog. Männer, die beide seit langem nichts mehr zu verschenken haben.

Ein großer Teil in den Groß- und Mittelstädten ist die treue Gehilfin des Mannes auf der Bierbank, ein Zeichen, daß die Frau den Mann nicht an das Heim fesseln konnte. Eine edle Geselligkeit auf geistiger und ästhetischer Grundlage mit frugalen materiellen Genüssen ist so gut wie nirgends mehr zu finden. Auch in der Offiziersgesellschaft ist ein großer materieller Luxus eingerissen, seitdem die Fabrikantentochter den Ton angibt. Wir renommierten früher viel mit der Bildung unserer „höheren Tochter", doch heute gibt es kein Kulturland, wo es um die wirkliche Bildung schlechter bestellt ist als bei uns. Das vielgepriesene deutsche Familienleben hat sein Heim in Frankreich und England aufgeschlagen. Wir haben auch nicht die geringste Veranlassung, uns auf die Mehrzahl unserer Frauen und Mädchen etwas zugute zu tun. Jeder Kenner des In- und Auslandes wird das rückhaltlos zugeben. Einst war es anders, „doch geht es zu des Bösen Haus, hat tausend Schritt das Weib voraus",

sagt schon der alte Goethe, und der verstand sich auf Weiber.

Solltest du nun meinen, geliebter Leser, es ginge morgen gleich los mit der Reformation, so beruhige deinen ungestümen Geist! So schnell schießen die Preußen nicht! Wir haben erst fünf Jahre darüber zu reden, bevor die Sache gänzlich in Vergessenheit geraten ist.

F ü r s t e n.

„Grot Wenden-Fürst, dorch dine mut
Es hier dat denkmal obgebut;
Doch hite geft kin fersten mehr,
De dröwer swemmt met schild un speer!"

So etwa lautet die alte, pessimistische Inschrift auf dem Wendenstein bei Schildhorn a. d. Havel. Sie verherrlicht die Flucht des tapferen Jaczco, der nach einem furchtbaren Blutbade im Jahre 1157 vor seinen deutschen Bedrängern in voller Rüstung über die fast tausend Schritte breite Havel schwimmend nach dorten entwich.

Es klingt sonderbar, geht aber ganz natürlich zu: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., Vater und Sohn, sind heute modernere Herrscher als zu ihrer Zeit. Die Zeit ist so anspruchsvoll geworden, daß nur Männer ihrer Geistesrichtung, zu der auch die beiden großen Nassau-Oranier gehören, sie befriedigen können. Den veränderten Zeitläuften würden natürlich auch sie Rechnung tragen müssen. Der größere Organisator und Erzieher, also Erschaffer, auf dem Gebiete der inneren Politik und des inneren Heerwesens war der Vater, während der Sohn die Verwendung des Heeres und die äußere Politik weit besser verstand. Beide hatten aber gemeinsam das vollständige, selbstlose Aufgehen im Dienste des

Staates. Sie kannten nichts als die Arbeit für den Staat, und die Verherrlichung ihrer Person war ihnen widerwärtig. Sie haßten alles höfische Getriebe und waren bis zur Undankbarkeit sparsame Verwalter der Staatskassen. Leider stand Friedrich als Erschaffer von Werten hinter dem Vater zurück. Der Vater schuf lebendige Kräfte, von denen wir heute noch leben, und der Sohn schuf tote, die mit ihm eingesargt wurden. Seine alten Fehler, der Eigensinn, die Rechthaberei und die Sucht, alles allein zu machen, auf deren Konto schon eine Anzahl verlorener Schlachten und anderer Mißerfolge stand, vergrößerten sich im Alter und bereiteten die Katastrophe vor. Wie wohltätig wäre dem alten Herrn die Beschränkung durch eine standhafte und einsichtsvolle Behörde oder Volksvertretung gewesen. Er hatte mit Minoritäten die größten kriegerischen und friedlichen Erfolge errungen und mußte am Lebensabend erschrocken den Wechsel der Dinge erblicken. Die gänzliche Unbeschränktheit konnte auch er nicht vertragen, trotz seiner Geistesgröße und persönlichen Selbstlosigkeit; sie führte ihn und den Staat auf den Weg des Verfalls. Namentlich das Leitmotiv des Vaters, die Kontrolle, übte er in vorgerückten Jahren gar nicht mehr, da ihm die Zähne ausgefallen waren. Die Kontrolle ist aber die Seele des Regierungsgeschäftes. — Zu den dringend reformbedürftigen Schattenseiten der Monarchie gehört, daß das ganze Volk die Jugend und das Alter, das Werden und Vergehen, und andere Unpäßlichkeiten des Fürsten mitzumachen verurteilt ist. Mit Fiktionen läßt sich diese Achillesferse nicht lange mehr verdecken. Wenn auch von keinem Fürsten das Genie dieser Männer verlangt werden kann, so

doch ihre Arbeitsliebe und Selbstlosigkeit. Die Fürsten sollten sich vermenschlichen statt vergöttlichen, denn da oben auf dem Olymp könnten sie leicht in Vergessenheit geraten. Sie sollten ihre Person nicht kennen und sich ganz und ohne Abzug in den Dienst des Staates stellen. Wegen seiner politischen Unfähigkeit hat der Deutsche aufgeklärte und energische Regierungen nötiger als die übrigen Kulturvölker. Eine unfähige Regierung kann in kurzer Zeit das größte Unheil anrichten, da sie durch den Widerstand des Volkes in ihrem Kurs nach abwärts nicht aufgehalten wird. Die ganze deutsche Geschichte inklusive der „neuzeitlichen" ist ein einziger, klassischer Beweis für diese Behauptung. Das Fürstentum ist kein Selbstzweck mehr wie vordem, sondern Mittel zum Zweck, was man auch sagen möge. Allein mit dieser zweckmäßigen und selbstlosen Auffassung kann es den stark vergrößerten Ansprüchen der Zeit gerecht werden. Von der Mehrheit unserer Fürsten wird das auch ehrlich angestrebt, wenngleich noch mit recht unzulänglichen Opfern. In voller Rüstung mit Schild und Speer kann noch keiner wieder bei Schildhorn über die Havel schwimmen. Der Fürst muß heute mehr denn je ins Volk hinein und sorgfältiger seine Leute wählen und schützen. Kein Fürst oder Prinz sollte eine Stellung beanspruchen, die er nicht so gut auszufüllen vermag, wie der beste Mann aus dem Volke. Armeen sind keine Riesenspielzeuge, und für die Verwaltung von Provinzen reichen die geistigen Mittel einer Hofhaltung nicht aus. Kein Geringerer als der geistes- und tatengewaltige Peter I. hat den Fürsten für alle Zeiten ein leuchtendes Beispiel gegeben. Er wußte, daß er kein Feldherr war und beschied sich unter

seinem Generalissimus als Brigadier zu fechten. Um Nachahmung wird dringend gebeten!!! Der Fürst darf auf nichts mehr Rücksicht nehmen als auf das Wohl des Staates, denn die prätentiöse Zeit verträgt durchaus keine anderen Absichten. Sie verträgt sogar eine sich verstohlen die Hand drückende Vetternschaft nicht mehr. Sie offenbart täglich, daß die Sünden der Vettern wie die der Väter an den Unschuldigen gerochen werden. Wie angenehm berührte vor einigen Jahren die berechtigte, öffentliche Grobheit eines Prinzen gegen seinen fürstlichen Vetter in vaterländischen Angelegenheiten! Hätte er nur viele Nachfolger gefunden, es stünde heute besser um die Fürstensache!!! Aufrichtigkeit, Gradheit und Einfachheit werden immer beliebter, und man weiß heute sogar aus umfangreichen naturwissenschaftlichen Belegen, daß Fürsten zu der Gattung Mensch gehören, trotzdem einige laute Spätlinge mit dem gesamten Komfort der Tradition dagegen anreiten. — Wir Deutschen haben einen Staatenbund, und das ist gut, wie sich schon jetzt nach dem kurzen Bestande des Reiches zeigt. Dieser Zustand darf nicht angetastet werden, denn er trägt die Gewähr der Dauer in sich. Aber er fordert hinsichtlich des durch den Eigennutz belasteten Deutschen eine ganz besondere Pflege des Gemeinsinns. Bisher ist so gut wie nichts dafür, wohl aber viel dagegen getan. Ein auf der Höhe der neuzeitlichen Anforderungen stehendes Fürstentum wird der Welt beweisen, daß mit seiner Position keine andere analoge erfolgreich konkurrieren kann. In keiner Republik oder republikartigen Monarchie wäre die Einführung einer Sozialgesetzgebung geglückt wie die unserige. Die jedesmal herrschende Partei hätte den Gedanken

daran nicht aufkommen lassen. Wir stehen heute nach 20 Jahren noch isoliert da, trotzdem die Nachfolge der übrigen Staaten dringend nötig wäre, damit wir weiter gehen können. Einem vollwertigen Fürstentum kann sich auf die Dauer auch die Sozialdemokratie nicht entziehen, denn der Gediegenheit kann niemand widerstehen. Einen sichtbaren Beleg für die Wahrheit dieses Satzes bilden die schüchternen Opfer eines süddeutschen Fürsten an den Geist der Zeit. Je weniger der Fürst sich selber kennt, je mehr kennt ihn das Volk. Nur bei dieser gewissenhaften Betätigung ihres Berufes ist das Volk interessiert an den großen Verlusten, welche das monarchische Prinzip in der Neuzeit erlitten hat. Die Differenzen zwischen Fürst und Volk, der ewige Kampf um Rechte, müssen durch Anspannung der Pflicht aus der Welt gebracht werden, denn für uns Deutsche ist das Erstreben einer anderen Staatsform geradezu eine Narrheit. — Wenn du herrschen willst, so gib Beispiele, nichts als Beispiele, und keine Macht der Welt wird dir widerstehen können und dir deine Rechte verkümmern!!!

Die Prinzenerziehung ist noch eine ganz unzulängliche, sie ist meist zu einseitig militärisch und vor allem zu dilettantenhaft. Wir können nur nochmals auf das Beispiel der beiden großen preußischen Könige verweisen, die regelrecht wie jeder Untertan eine ansehnliche Reihe von Jahren in fast allen Fächern der Staatsverwaltung arbeiteten ohne viele Behinderung durch Repräsentationspflichten. Heute dagegen scheint die Repräsentation mit ihrem Pomp den Gesichtskreis mancher Höfe zu beherrschen; man verspricht sich augenscheinlich Wunderdinge von ihr. — Wir kommen noch zu einer andern an-

tiquierten Verwertung der Vergangenheit, der Tradition. Ein übertriebener Hang am Hergebrachten richtete fast immer Staaten und Satzungen zugrunde, in Zeiten der Krisen sogar ausnahmslos. Man kann das äußere und innere Wesen der Dinge aus der Vergangenheit zum Gegenstand der Tradition machen. Die äußerliche Tradition bringt gewöhnlich die Flitter der Vergangenheit zurück. Die Subalternen im Geiste, die kleinen Gernegroße, bedecken sich damit, da sie gezwungen sind, in erborgtem Glanze einherzuwandeln. Geister, die in eigenem Feuer leuchten, bedürfen ihrer nicht. Die innerliche und wahre Tradition, die Befolgung der Lehren großer Männer, wird leider wenig gehandhabt; es muß wohl zu umständlich sein. Apropos! Warum verwerten wir die Sparsamkeit der beiden großen Könige nicht traditionell? Die wäre doch ohne große Geistesblitze nachahmbar. — Noch immer gibt es Leute, die da meinen, mit altertümlichen Waffen, wie der Tradition und Repräsentation, das rote Gespenst verscheuchen zu können. Leider wird aber das unheimliche Geschöpf durch die Bedrohung mit diesen beiden verrosteten Klingen immer frecher. — So arm wir sonst an Beispielen, auf den Gebieten der Tradition und Repräsentation sind wir reichlich damit versehen. Die Repräsentation wird auch bereits im Volke allerorts als ein probates Mittel gebraucht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen zur Verdeckung der eigenen Gebresten. Die neue Zeit pfeift auf Tradition und Repräsentation und die ganze „gute alte Zeit"; sie signalisiert: Alle Mann auf Deck — Pour „le roi s'amuse", der nach den Grundsätzen eines Gentz und Karl Stuart II. hinieden verzweifelt gut lebt, sollte er gleich drüben darben und ewig am

Pranger der Themis stehen, hat die Zeit nichts mehr übrig. Seine Erben würden mit Schrecken davon Kenntnis nehmen müssen.

Reichstag. Viel Gutes ist über den Reichstag nicht zu berichten. Selbst Caprivi sagte: „Die Klügsten sind es nicht, aber die Besten.“ Die besten Brüder sind es jedoch auch nicht. An der Kurage und der Weisheit hat er sich nicht übernommen, aber er ist dankbar. Wer Unglück gehabt hat im Leben mit seinem Witz, soll ihn im Reichstag preisgeben; eine nie versagende „stürmische Heiterkeit“ wird ihn reichlich entschädigen für die frühere Unbill. Der Armeeverwaltung folgte er blindlings und schädigte dadurch das Volk um Hunderte von Millionen. Führend griff er niemals ein. Wenn ehemals die Fürsten den Eigennutz und die Genußsucht der Deutschen und den daraus hervorgehenden schwachen Gemeinsinn ausbeuteten, so haben heute die Parteien dieses traditionelle Amt übernommen. Wie Michel bei der Stillung seines Eigennutzes und Durstes alles über den Haufen rennt, so begreift eine echt deutsche Partei niemals, daß außer ihr noch etwas anderes existenzberechtigt ist. Auch die schlechteste Regierung kann unter ihrem Schutze ein behagliches Dasein fristen, indem sie von einer Fraktion hinter die andere flüchtet und das Vaterland ausschlachtet. Sie wird überall mit offenen Armen empfangen und auf Michels Kosten standesgemäß unterhalten. — Mitunter werden schneidige Reden im Reichstage gehalten, wegen der Wiederwahl. Folgen haben diese Reden weiter keine, als daß sich die Sorte, die nie alle wird, hinter dem Schoppen daran erquickt. — Unter der Protektion des Reichstages haben wir endlich auch den Platz an der Sonne

erobert. Er ist nicht groß, aber dafür hübsch eingefriedigt mit Planken und Stacheldraht, damit Michel nicht überall herumläuft und den auswärtigen Herrschaften im Wege steht. Er darf zu jeder Tageszeit über die Planke dieses Sperrforts kucken und zusehen, wenn die bösen Buben da draußen herummarodieren und ihren unsauberen Raub verteilen. Er hingegen bleibt ein rechtlicher Mann, der sich durch Kaninchenzucht ernährt. Für seine geistige Nahrung sorgt ein Gratisabonnement auf den „Berliner Lokal-Anzeiger" und die „Parole". Er ist denn auch der Liebling der auswärtigen Herrschaften geworden, die nicht müde werden, ihm einzuschärfen, daß er sein beneidenswertes Schicksal allein seiner ganz vorzüglichen Regierung verdanke, von der es keine zweite gäbe, so weit der Himmel blau, und sie möchten auch wohl so eine haben. Michel ist darüber sehr erfreut, und wenn er schlafen geht, verfehlt er nie, seinen von einem hohen Dichter und der Friederike Kempner verfertigten Abendsegen aufzusagen: „Friede sei mit Euch! Liebet Euch untereinander wie Brüder! Ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht bin wie jene dort, oder gar wie dieser Engländer. Denn hilft er marodieren, so steckt er den ganzen Raub ein, und sieht er bloß zu, dann nur die größere Hälfte. Pfui! Ich aber bin ein friedlicher Mann und habe mit solchen Banditen nichts gemein. Ich habe da draußen überhaupt nichts zu suchen, denn ich erwarte das verheißene Glück von oben. Amen!" — Neulich war dieser Engländer aber doch sehr nett gegen Michel und verkaufte ihm eine alte Hose zum Neuwerte. Zuerst war Michel entzückt über die Herablassung des Engländers. Nach genauer Besichtigung der Hose jedoch

möchte er diesen Kaufvertrag vorläufig noch geheim halten und seine Familie damit erst überraschen, wenn sie in recht vergnügter Stimmung ist.

Die Vertretung des Volkes ist von den Fraktionen monopolisiert, die das Wahlrecht in eine Art Erbfolgerecht verwandelt haben. Sie bildet einen scharf abgegrenzten Konvikt, zu dem die Parteien nicht leicht fremdartigen Elementen Zutritt gestatten. — Ein Bevollmächtigter, der das Vertrauen seines Mandanten täuscht, begeht eine ungesetzliche, mit Strafe bedrohte Handlung. Es ist geradezu schamlos, mit welcher Ungeniertheit die große Mehrzahl der Mitglieder der reichstreuen Parteien das Vertrauen der Wähler durch Fernbleiben von den Sitzungen mißbraucht. Der Gemeinsinn dieser Leute beschränkt sich auf die Herstellung der Visitenkarte mit dem M. d. R. Der Reichstag lebt von der politischen Einfalt, Trägheit und Gedächtnisschwäche Michels. Auch das kleine Heer der patriotischen Deutschen von Urteil war selten einig: In der Verachtung der bürgerlichen Parteien des Reichstages ist es einig!

Volk. Unsere Industrie hat seit 25 Jahren einen großen Aufschwung genommen, sogar einen zu großen. Wir werden uns bald davon überzeugen, wenn die friedliche Regierung nicht mehr das nötige Absatzgebiet schaffen kann. Das innere Absatzgebiet, die Landwirtschaft, haben wir im Verhältnis zur Steigerung der Industrie vernachlässigt. Wir haben das Volk in die Städte getrieben zu Gunsten der künstlichen und das Land entvölkert zu Lasten der natürlichen Industrie. Ein Krieg mit zwei Fronten und abgesperrter Seeverbindung wäre mindestens unser finanzieller Ruin. Die erhebliche Verschlechte-

rung des Soldatenmaterials gegen früher ist schon die heutige Folge dieser Übereilung. Bismarck wollte seine alten Sünden der siebziger Jahre und die seiner preußischen Vorgänger auch an der Landwirtschaft gut machen, wurde aber durch seine Entlassung daran verhindert. Er hatte eingesehen, daß die Entwickelung der deutschen Industrie nach anderen Grundsätzen zu erfolgen habe als die der englischen. Nicht auf Kosten der Landwirtschaft kann Deutschland ein gesunder Industriestaat werden, sondern nur im Verein mit ihr. Die leichtherzigen Handelsverträge aus dem Jahre 1892 schadeten zwar der Landwirtschaft, ohne jedoch der Industrie nennenswert zu nützen, denn auch für diese waren sie zu mager. Der Abschluß der neuen wird wohl nicht viel fetter werden, weil wir unsere Kontrahenten durch den Leichtsinn der „Ära" Caprivi-Boetticher gründlich verwöhnt haben. Sogar die kleinsten Kläffer sind empört, sobald wir uns nicht geduldig in die Waden beißen lassen. Wir werden bald daran glauben müssen, daß wir 25 % zuviel Industrie und 50 % zu wenig Landwirtschaft haben; das Maßhalten ist einmal nicht unsere Sache. Wenn England seinen Zollverein zustande bringt, so sitzen wir da mit einer sehr langen Nase. Wir könnten uns dann nur salvieren durch einen vollständigen Wechsel unserer auswärtigen Beziehungen, aber das geht nicht!!! In eine freundliche oder gar herrliche Zukunft sehen wir keinesfalls, und Volk und Heer müssen verdammt wetterfest sein, sie zu überstehen. — In keinem Lande hat in den letzten 20 Jahren der materielle Genuß so zugenommen wie in unserem, daher die Verdauungsbeschwerden der höheren und mittleren, doch teilweise auch niederen Volksschichten. Auch der

große Zuwachs an den beiden Gegensätzen „Freiheit und Gleichheit" hat Kongestionen erzeugt, von denen aber mehr die niederen Volksschichten heimgesucht werden. Kein Volk neigt in allen Schichten mehr zur unbegründeten Überhebung, zum Dünkel, als das deutsche. Kein Volk will aber auch höher hinaus als das deutsche, und das ist eine seiner guten Seiten. Durch den Aufeinanderstoß dieser beiden Eigenschaften unter der Herrschaft des schwachen Gemeinsinns und der großen Genußsucht ist auch der Kampf des sog. vierten Standes um Anerkennung der Menschenrechte ein so erbitterter geworden. Nicht nur gegen die Fürsten wird gekämpft, sondern gegen alle höheren Volksklassen, die beide mit ungenügenden oder ganz verkehrten Abwehrmitteln ausgerüstet waren und sind. Namentlich einige Fürsten und Private haben die Arbeiterschaft in eine Stimmung hineingeärgert, die bedenklich geworden ist. Der Erfolg wurde dafür auch ein überraschender. Der größere Teil der Sozialdemokraten und ihrer bürgerlichen Mitgänger ist direkt feindlich und der Rest gleichgültig gegen das Fürstentum geworden. Die Gleichgültigkeit erstreckt sich sogar noch auf einen sehr ansehnlichen Teil des übrigen Volkes. Wer nun aus der Abkehr von den Fürsten auf eine Abkehr vom Vaterlande schlösse, würde irren, und ein Landesfeind könnte mit dem Incasso dieser Berechnung sehr trübe Erfahrungen machen. Der bei weitem größere und bessere Teil der Sozialdemokraten hat dieselbe Liebe zum Vaterlande wie der übrige Teil des Volkes, d. h. sie vertragen beide eine gleich starke Aufmischung ohne Albdrücken. Der Boden des gemeinschaftlichen Vaterlandes ist auch der Ort, wo wir uns wieder verständigen können und werden.

sobald die nötige Einsicht und der aufopfernde Wille vorhanden ist. Der Anfang muß oben gemacht werden, aber unter Aufwendung gänzlich anderer Mittel als bisher. Mit dem Personenkultus sind wir vollständig in die Brüche geraten. Personen sind überhaupt im Werte gefallen und mit grobsinnlichen Reklamen und kurzbeinigen Legenden waren sie bisher noch nicht wieder zu bewerten. Im Gegenteil, solche Mittel erregten Übelkeit und vermehrten den Widerwillen. Wir können nur für die gemeinschaftliche Sache streben und nur mit der Einsicht, der selbstlosen Arbeit und der unsympathischen Wahrheit auf Erfolg rechnen. Jede Durchkreuzung dieser sachlichen Erfordernisse mit persönlichen Nebenabsichten, jedes Hurrah und Hallelujah, macht ihre günstige Wirkung zunichte, denn diese beiden „neuzeitlichen" Sammelrufe jagen alles davon. Ein einziges echtes Beispiel wiegt heute schwerer als der wortgewaltigste Aufruf im Stile Gottfried von Bouillons, des Kreuzritters.

Ein Privatmann mit öffentlichem Interesse wird in Deutschland mit Mißtrauen betrachtet. Ist er reich, so wird dieser Luxus mit Nachsicht behandelt, ist er das nicht, so fragt jeder: Was will der Kerl damit bezwecken? Aha, eine Stellung oder Protektion! Nachdem der Inkulpat nachgewiesen hat, daß ihm jede Nebenabsicht fernliegt, wird er nicht mehr ernst genommen und verliert den Kredit, denn mit solchen brotlosen Künsten ist doch nichts zu verdienen. Außerdem haben wir für vaterländische Zwecke unsere eigens dazu angestellten und gut bezahlten Beamten, die schon machen werden, was zu machen ist. „Wir können nichts dazu tun; ein Einzelner vermag gar nichts; da ist eben nichts zu

machen, das muß man geduldig ertragen; ich bekümmere mich nicht um Politik; ich verstehe nichts von Politik" und ähnliche aus einem ohnmächtigen Fatalismus stammende Redensarten, die in den Ohren der hohen Obrigkeit wie schöne Harfentöne klingen, sind echt deutsch. Und mit diesem Volke, dessen größere Hälfte von derartigen Gedanken lebt, soll germanisiert werden!!! — Die Bismarckanbetung war die wahre Liebe zum Vaterlande auch noch nicht. Was dieser große Staatsmann durch Klugheit und rücksichtslosen Egoismus für das Gemeinwohl tat, annektierte Michel als Ideal für Privatzwecke. Von der Jugend abgesehen, betete die übermächtige Mehrzahl seiner Bewunderer in Bismarck die verkörperte Skrupellosigkeit in der Ausübung selbstsüchtiger Eigeninteressen an, für die Michel von jeher außerordentlich hellhörig ist. Was macht der Deutsche nicht fürs Geld! — Die zahlreichste Anhängerschaft hat Bismarck in dem sog. besseren Mittelstande, der so laut mit seiner besonderen Mission für die Staatserhaltung zu knallprotzen pflegt.

Wir sind indes nicht ohne Hoffnung. Es geht seit einigen Jahren erheblich besser, obgleich der Geist der alten staatserhaltenden Parteien noch den Durchschnitt des Mittelstandes beherrscht, weil das Gefühl der Hilflosigkeit und der Knechtsinn noch nicht geschwunden sind. Die Zahl der allerorts Erwachten und Erbitterten ist groß, und die Edelsten und Besten der Nation an Geist und Charakter sind in der Opposition. Die Entmichelung Deutschlands hat begonnen, doch fehlt es der im Aufmarsche begriffenen Zeit noch an Führern. Von dem alten Personal kann sie nicht einen gebrauchen, da es den Weg zum Aufstieg nicht kennt und in der Höhe leicht

vom Schwindel befallen wird. — Wir wären schon weiter, wenn die große Mehrheit der staatserhaltenden Presse sich nicht im Staube wälzte und das Volk durch Unterstützung knechtseliger Legenden in der Dummheit erhielte. Nur wenige Blätter besitzen Stolz, Schamgefühl, Mut und die wahre Liebe zum Vaterlande. Allen voran der bis zur Roheit aufrichtige „Simplicissimus“ und die „Zukunft“. Auch die „Welt am Montag“, die „Berliner Zeitung“, die „Frankfurter Zeitung“, die „Leipziger Nachrichten“, die „Münchener N. Nachrichten“, die „Hartungsche Zeitung“, die „Jugend“, sowie Hönig und vor allem Bleibtreu haben redlich ihre Pflicht getan. Neuerdings sind auch das „Berliner Tageblatt“ mit einer gediegenen militärischen Redaktion und sogar einige konservative Blätter, wie die „Schlesische Zeitung“ u. a., zu den Aufständischen übergegangen. Nur weiter, Pardon wird nicht gegeben! — Die bekannten Vorfälle in Gumbinnen, Essen, Forbach, Pirna, Afrika etc. und die fortgesetzten Mißhandlungen machten stutzig. Das Volk steckt die Köpfe zusammen. „Also wir kochen auch mit Wasser? Und mit was für welchem!“ ruft ein rothaariger Lümmel. „Und das ist so kostspielig?“ meint ein erfahrener Milchhändler. „Man hat uns aber doch immer zugeschworen, daß wir mit gutem alten Rotwein abkochen, der zwar etwas teuer sei, aber dafür auch vorzüglich bekomme!“ schreit es von allen Seiten durcheinander. Es lösen sich alle Bande frommer Scheu! Was hätte sich erst gelöst, wenn noch ein gutes Dutzend verheimlichter Vorfälle an das Licht gekommen wäre — und China?!

Die einzige Partei, die den Mut hatte, im Reichstage gegen den infalliblen und hochmütigen Mili-

tarismus Front zu machen, war die der Sozis. Das Hauptverdienst, den „schlafenden Ulanen“ geweckt und auf die Beine gebracht zu haben, gebührt August Bebel. Die Übergabe an die Kritik war die größte Tat für die Armee seit dem Abgange Roons. Nur von den großen Geistern kann eine geringe Anzahl ohne Kritik leben, doch von dieser Sorte haben wir keinen. Wir andern kommen ohne dauernden Aufenthalt in der Korrektionsanstalt der Kritik nicht aus. — August ließ sich nicht verblüffen, als ihn der preußische Kriegsminister Bronsart II. hochfahrend anließ: „Ihre Angriffe gegen die Armee reichen nicht bis an meine Stiefelspitzen!“ Er focht tapfer weiter, bis seinen redelustigen Gegnern das Wasser von oben in die Kniestiefel lief. Er ist von allen Mitgliedern des Reichstags das orientierteste in Heeressachen und hat einen tiefen Blick getan in das Mißverhältnis der oberen Stockwerke zu dem breiten Unterbau. Allein auch er beherrscht natürlich den Stoff nicht derartig, daß er für alle Welt sichtbar die Militaristen festnageln kann; sie entwischen ihm zumeist durch allerlei schöne Künste. Außerdem nützt er seine Angriffe zum Schaden der Disziplin aus und ist befangen in der Idee des Volksheeres. Zum Ausfüllen von Lücken des auf feindlichem Boden stehenden Heeres ist der jüngere Teil der einjährig ausgebildeten Mannschaft bis zum 28. Jahre wohl brauchbar, vielleicht sogar besser als der über 30 Jahre alte Bestand der Zweijährigen, denn das Moment der Jugend ist von großem Werte. Nimmermehr wird es jedoch gelingen, mit Milizen im feindlichen Lande einen Vernichtungskrieg zu führen gegen eine reguläre Truppe. So viel Geld gibt es gar nicht, wie dieser Massenmord kosten würde! Das eigene

schlechte Material ist der getreue Alliierte des Feindes. — Wer da glaubt, daß die Lehren Scharnhorsts lediglich auf Herstellung von Massen bei verkürzter Dienstzeit unter Beanspruchung des Nationalgefühls gerichtet sind, hat sie mißverstanden. Ihm lag bei der Entfesselung der Volkskraft zuerst an der Disziplinierung des Soldaten auf der veredelten Grundlage und dann erst am Zeitgewinn. Nur der Not gehorchend schuf er im Rahmen der von Napoleon für die preußische Armee festgesetzten Maximalstärke von 42000 Mann sein sog. Krümpersystem, das eine progressive Vermehrung der Reserve der regulären Armee durch Material von stark verkürzter Dienstzeit bedeutete. An diesem Krümpermaterial ist allerdings Napoleon zu erheblichem Teile gescheitert, aber erst dann, als es durch monatelange Übungen verbessert war und mit großer Mehrheit auftrat, und er selbst über altgediente Mannschaft kaum mehr verfügte. — Sympathischer und staatsklüger als Bebels kosmopolitische Richtung ist die der rechten Seite der Sozialdemokratie mit Vollmar, Auer, Bernstein und Heine. Mit ihr ließe sich ein Appell auf dem Boden des Vaterlandes abhalten ohne Preisgabe ihrer moralischen und materiellen Sonderzwecke. Deutschland und jedes andere Land müßte das Phantom der internationalen Sozialdemokratie von der Marxschen Richtung mit der Existenz bezahlen, wie die politische Lage noch für gut ein Jahrhundert beschaffen ist. Es ist ausgeschlossen, daß wir mit irgend einer anderen Idee dem Nationalbewußtsein d. h. dem in der Generalidee Vaterland verkörperten Volksegoismus standhalten können. In den alten Kulturländern Frankreich und England hat es seit Jahrhunderten tiefe Wurzeln geschlagen,

und in Amerika und Rußland tut es zurzeit das gleiche. Was es zu leisten imstande ist, sehen wir an der kurzen, traditionslosen Entwickelung Japans. — Die Zeit zur Beglückung der ganzen Welt ist für uns noch nicht gekommen, wir würden damit ähnliche Geschäfte machen wie mit unserer Politik. Ein Volk, das seine Wehrkraft vernachlässigt, ist verloren. Nur durch den kriegerischen Sinn werden wir männlich, stark und groß. Ein durch Genußsucht, Erwerbssucht, Philosophie, Philantropie u. dgl. m. zu friedlicher Beschauung neigendes Volk wird bald der Hanswurst der übrigen Völker sein. Uns sollten die Ohren davon klingen! Wir müssen daher die beiden feindlichen Brüder wieder vereinigen und zusammenhalten wie Pech und Schwefel und uns riesenstark machen, denn nur ein starkes, festgefügtes Gemeinwesen kann die weitere Durchführung der sozialen Reform übernehmen und den Bestand Deutschlands sichern. Wir sind mehr als jede andere Nation auf Selbsthilfe angewiesen, denn wir haben auf dieser weiten Erde keinen Freund.

Mißhandlungen. Viel Geschrei und wenig Wolle, d. h. wir bitten dringend um bessere Erkennung und Behandlung der Krankheit! — Die Verdienste Bayerns um die Herstellung des öffentlichen Militärgerichtsverfahrens sind gar nicht hoch genug zu bewerten; wir sehen erst jetzt, was alles im Verborgenen blühte. In dem konservativen Heere haben sich die rauhen, patriarchalischen Sitten mit den väterlichen Anschauungen über das Züchtigungsrecht länger erhalten als in dem heute leicht und schnell dahinlebenden Volke. Andrerseits stellt das Volk Ansprüche, die mit seiner Tugend nicht im Einklang stehen. Der stark vermehrten Freiheit und Gleich-

heit hätte von Rechtswegen eine vermehrte und verbesserte Auflage von guten Sitten, Einsicht und Gemeinsinn folgen sollen. Statt dessen haben wir, wie jedes Kind weiß, zum größten Teile Roheit, Übermut und Selbstsucht bekommen. Die Rauheit und die Roheit sind aneinander geraten, und da gibts Beulen! Es wird noch lange Zeit einer sorgfältigen, gegenseitigen Erziehung bedürfen, um Rechte und Pflichten harmonisch zu gestalten, denn bisher wurde jeder Gewinn an Rechten ohne Verzug mit einer bereitwilligen Aufgabe von Pflichten anerkannt. Der Zusammenstoß der beiden Grundrichtungen, der Rauheit und der Roheit, wurde unvermeidlich, und nur das geistige Unvermögen wundert sich über die verursachten Erscheinungen. Natürlich werden bei solchen Zusammenstößen auch Unschuldige verletzt. Die größere Schuld liegt jedenfalls auf Seiten der Mannschaft, doch wie gesagt, die Führer sind auch nicht ohne Fehle. Über die Vernachlässigung und den Verfall des zumeist betroffenen Unteroffiziers haben wir uns schon unterhalten. Die Ausschreitungen hätten jedoch in der Schärfe und dem Umfange nicht vorkommen können, wenn die Leutnants bessere Kontrolle übten in der Kompagnie. Es herrscht zuviel Feldwebelwirtschaft, und das ist sehr schlimm.[7])In die Schuld teilen sich mit dem Delinquenten die Offiziere vom Hauptmann abwärts unter Protektion der höheren Leitung, denn der Disziplin gebührte längst eine neue Montur, wie im Großen auch das chinesische Abenteuer bestätigte. Infolge der beständigen Verwechslung von Ursache und Wirkung geht es jetzt natürlich wieder über die Disziplin her, daß sie immer noch in der alten Garnitur von großväterlichem Schnitt und schreiender Farbe

herumläuft. Jeder Gemeine und Gefreite, der sie darin erblickt, soll sie bei Strafe sofort melden. Sogar von Generälen werden neuerdings die unnatürlichsten Mittel gegen ganz natürliche Vorgänge empfohlen. Mit dem Befehl zur Anzeige, mit der Anzeigepflicht, also mit der Reform von unten, verwandeln wir das Führermaterial in einen Gerichtshof und die Soldaten in Querulanten. Sie ist der erste Schritt auf dem Wege der direkten Erwiderung einer Beleidigung. Ein Steckbrief hinter der Disziplin könnte nicht verhängnisvoller werden! Die Einstellung der Ausschreitungen, die Ausgleichung zwischen Recht und Pflicht, kann nur von oben kommen. Eine vor niemand versagende und nie ermüdende Kontrolle hat die Gerechtigkeit herzustellen, d. h. was recht und billig ist. Ein Übermaß von reinen Rechten verträgt kein Gemeinwesen, am allerwenigsten ein Heer. Mit der Hebung des Führermaterials, der Verstärkung der Machtmittel und der vollen Öffentlichkeit werden die Ausschreitungen auf beiden Seiten schwinden. Ebenso wichtig bleibt die verbesserte Erziehung der Mannschaft vor der Dienstzeit, und vor allem muß ihr erst wieder der Begriff der Pflicht in vollem Umfange beigebracht und erhalten werden. Der Kenner der zersetzenden Einflüsse des Krieges weiß, daß auf Seite der Pflicht, alias Disziplin, Viktoria geschossen wird. Nichts kann die Disziplin ersetzen und vor ihr hat jeder das Haupt zu entblößen. Hier heißt es unbarmherzig den Willen durchsetzen, denn jede Nachsicht ist der Tod der Disziplin. Wir gebrauchen eine Disziplin, an der jeder nicht zum Ganzen strebende Einzelwille zerschellt. Sie muß stärker sein als die unserer Nachbarn, weil unsere Vaterlandsliebe

schwächer und unsere Lage gefährdeter ist, und wir Ergänzungen der Disziplin, wie Fortschritte an Einsicht und gutem Willen, nicht zu verzeichnen haben. Erst mit der peinlichsten Betätigung dieses Hauptzweckes der militärischen Erziehung wird der Mannschaft der Dienst wieder imponieren, und wird sie die Dienstjahre in gutem Andenken behalten. Die größten Strapazen und die größte Strenge erbittern nicht, wenn sie gerecht und zweckdienlich beansprucht werden. Wir stehen längst nicht mehr auf dem Boden eines so gearteten Dienstes, und nicht die Hälfte denkt mit Liebe an die Dienstzeit zurück. An der Animosität gegen die Reserve- und Landwehrübungen auf beiden Seiten ist das klar erkennbar. Noch vor 20 Jahren sprach jeder Reservist mit Hochachtung von der Dienstzeit. „Beim Kommiß wird kein Pardon gegeben, da muß sich jeder unterwerfen", so lautete die inzwischen fossil gewordene Redensart. Durch die romantische Verherrlichung des mit dem Gelde des Volkes bezahlten „Rocke des Königs" ist nichts mehr zu machen; der Stoff verschießt zu leicht. Entschlüsse zu unserer eigenen Besserung zwecks Besserung anderer werden nicht zu vermeiden sein. — In drei bis vier Monaten ist diese Krankheit de profundis nicht zu heilen, wohl aber bei einer eisernen Beharrlichkeit und passenden Mitteln in drei bis vier Jahren.

Verschwendung. Mit gewaltigen Geldopfern fröhnen wir der Bauwut, der Tradition und anderem Hokuspokus. Wir beleidigen die gute Sitte, indem wir Leuten Denkmäler errichten, deren Gedächtnis in ewige Vergessenheit getaucht werden sollte. Vielseitig und unmäßig, wie wir sind in allen Dingen schlechter Herkunft, korrumpieren wir bei

dieser Gelegenheit zugleich den Geschmack. Unsere Nachkommen werden ihrer teuren Vorfahren bei dem Abriß, Umbau und Umguß der meisten hinterlassenen Monumentalbauten und sog. Kunstdenkmäler mit gemischten Gefühlen gedenken. Die Durchsicht des ebenfalls zur Erbschaftsmasse gehörigen Gläubigerverzeichnisses wird ihre Mitleidenschaft nie versiegen lassen. Dieser Ausblick in die Zukunft tut wohl. Wir wissen nunmehr, daß wir nicht umsonst gelebt und unsern Enkeln durch kostbare Beispiele gezeigt haben, wie sie es nicht machen sollen. — Wir sprechen nur von diesem beschränkten Gebiete der Verschwendung, weil es auch dem blödesten Auge sichtbar ist. Beim außerordentlichen Etat des Heereswesens, der Militärindustrie, ist sie bereits konstatiert, und auf allen anderen Gebieten geht es ähnlich her. In der Tat, eine Verschwendung, wie sie sich seit 15 Jahren im Staats-, Gemeinde- und Privatbetriebe stetig fortentwickelt hat, ist eigentlich neu in Preußen, denn dies Tempo konnte selbst unter dem dicken König nicht innegehalten werden. Eine weitere Verfolgung führt ins Ungemessene, und wir wollen bloß noch sagen, daß auch im ordentlichen Etat der Heeresverwaltung jährlich eine ansehnliche Anzahl von Millionen ohne Einbuße an Kraft gespart werden können. Auf dem weiten Gebiete der Verschwendung haben die zahlreichen Beispiele außerordentlich anregend gewirkt. Nochmals 15 Jahre „Neuer Kurs", und wir leben vollständig nach der alten Melodie: „Ach, du lieber Augustin, alles ist hin!"

Verstärkung durch Inhalt, statt durch Zahl. Seit dem Abgange Roons ist die Armee ohne geistiges Haupt, mit Ausnahme eines Zweiges, des

Generalstabes, der in Moltke und auch noch in dem vielgeschmähten Waldersee hervorragende Häupter hatte. Niemand konnte seither dem Riesenkörper einen lebendigen Odem einblasen. Keiner der Nachfolger Roons konnte der Armee mehr abnehmen, als die landesüblichen Zinsen für die aufgewendeten Kapitalien und in der Neuzeit diese nicht einmal. Die Armee kam, wie wir beobachten konnten, auf die Liste der Restanten, von der sie sich durch besondere Abzahlungen bisher nicht heruntergebracht hat. Sie wollte zwar nichts davon wissen und verbat sich vor allem die Verwechslung mit gewöhnlichen Schuldnern. Außerdem sei es nicht schön, öffentlich über solche Dinge zu reden. Doch selbst im Falle der Richtigkeit dieser Meldung wäre es das beste, sich so wenig wie möglich darum zu kümmern, damit sie bei Stimmung bliebe. Sie würde die ganze Summe, wenn die Zeit erfüllet sei, mit einem Schlage tilgen, denn sie sei gewöhnt zu überraschen.

Nichts ist der Mittelmäßigkeit unsympathischer, als Stärke durch Vertiefung oder Erhöhung zu gewinnen. Nach unten stößt sie gleich unter der Oberfläche auf steinigen, undurchlässigen Grund, und nach oben ist sie nicht schwindelfrei. Die Mittelmäßigen sind demnach von der Natur gezwungen sich seitwärts auszudehnen. Sie vertrauen dabei auf Gott wie auf sich selbst und sind Meister in der Verstärkung ihrer Art durch die Zahl. Was ihnen an Inhalt abgeht, müssen sie durch Vermehrung ersetzen: „Zwölf machen ein Dutzend, die Menge tut es!“ Aber die Menge kostet Geld, und daher gebrauchen mittelmäßige und schlechte Regierungen so viel von diesem immer noch seltenen Stoff. Um bei Geschäften nicht übergangen oder übers Ohr

gehauen zu werden, müssen sie die Armee mobilisieren, denn etwas anderes haben sie nicht mobil zu machen. Ein Vorwurf trifft den Mittelmäßigen nicht, wenn er nicht müde wird, aller Welt zu verkünden, er sei der wahre Jakob. Diese Zuversicht über den eigenen Wert ist ein natürliches Zubehör aller unzulänglichen Köpfe. Goethe sagt treffend: „Es ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen und immer etwas unternehmen, wozu sie keine Kraft haben." Die Geschichte der „Neuzeit" ist ein einziger Beleg für die Wahrheit dieses Ausspruchs.

Namentlich im Kriege kommt es darauf an, den Erfolg mit möglichst geringen Mitteln zu erreichen. Jede Ersparnis an Aufwand macht den Gewinn wertvoller. Wir haben bereits bei den Kapiteln „Generalstab" und „Train" den Wert der Führung besprochen und kommen jetzt auf den Wert der Geführten. Schon mit Rücksicht auf die egyptische Finsternis über den noch unbekannten Opfern der Erhaltung der Armeen im Lande des Feindes sollte ein allgemeines Drängen nach Qualität stattfinden. Man denkt jedoch nicht daran, von dem seit jeher beliebten Vermehrungsgeschäft abzulassen. Wir wissen schon, warum! Der Wert der Eigenschaft, des Inhalts, ist vorher so vielmals erörtert, daß seine Bedeutung selbst Knaben verständlich werden mußte. Die Erschaffung von höheren als Durchschnittswerten stellt zuerst höhere Ansprüche an die Erschaffer, und die sind nicht beliebt. — Mit dem heutigen Führermaterial, der nötigen Einsicht in das Wesen der Entfesselung und Gesundung der Volkskraft und der stetigen Kontrolle können wir bereits aus einem Mann $^5/_4$ machen. Durch die Verbesse-

rung der Führer- und Mannschaftsmaterie lassen sich aus einem $1^1/_2$ bis 2 Mann herstellen. Wir gesellen zu dem sichtbaren einen unsichtbaren Kameraden, der ihn nie verläßt, der mit ihm siegt oder fällt. Er lehrt ihn standhaft sein in der Gefahr, im Glück und im Unglück. Er beschützt ihn bei Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Regen und Sturm. Für seine nie versagenden Dienste will er weder Sold, noch Kleidung, noch Nahrung, nicht einmal ein Lager oder den geringsten Dank; er übertrifft noch den von Uhland besungenen Kameraden. — Ohne Verkennung des Wertes der Zahl können wir getrost sagen: Wir sind genug. Füllt vorerst den tieferen Innenraum aus, den Ihr bisher hohl ließet! Macht eine Armee mobil, die im Todesschlummer liegt! Im Kyffhäuser harrt noch eine Million junger Streiter, die 1870 überzählig war, des Erweckers. Sie dient mit Todesverachtung um geringen Sold dem, der sie zu führen vermag. Mit 30 bis 40 Millionen jährlich habt Ihr sie, während die Herstellung und Erhaltung einer jeden Million Eures Dreimillionenheeres jährlich 230 Millionen kostet! Doch zuvor müßt Ihr Besserung schwören, sonst folgt sie Eurem Rufe nicht! — In der Verbesserung seines Volkes und Heeres und nicht in ihrer Vermehrung liegt die Zukunft Deutschlands.

Politik. Endlich allein! Ohne unser stillschweigendes Einverständnis darf nichts mehr passieren in der Welt! — Politik ist eine sehr einfache Sache, sagte der blindgehorsame Graf v. Caprivi und schuf einen Zustand politischer Verwicklung, aus dem wir ohne Katastrophe wohl kaum herauskommen werden. Er erhub die Noblesse zum Leitmotiv der Politik, und zwar auf Kosten Michels. — Bismarck sagte: Politik

verdirbt den Charakter. Auf unsere Politik paßt dieses Sprichwort nicht. Im Gegenteil, sie ist ein vorzügliches Mittel, den Charakter zu veredeln, denn sie gesellte der Noblesse noch eine vielseitige Liebe bei, und kein Liebesdienst ist uns zu gering, denn wir sind wahrhaft demütig. Nach Schiller fehlt also nur noch der Hunger, und den werden wir schon kriegen. — Bismarck war ein bockbeiniger, brutaler Materialist, der sich beständig auf gute Bezahlung verbiß. Das war seine ganze Kunst. Wir hingegen machen mit selbstloser Hingebung moralische Eroberungen und sehen hauptsächlich auf gute Behandlung. Unsre Weite-Weltpolitik hat statt des geschäftlichen Charakters einen prophetischen. Nur Vertrauen zu den Weissagungen und den Anweisungen auf die Zukunft!

Wir rauchen weithin sichtbar die Friedenspfeife, daß uns der Dampf aus Nase, Mund und Ohren qualmt. Sollte dennoch jemand den Rauch übersehen, so überraschen wir ihn plötzlich durch ein harmloses, reizendes diplomatisches Schäferspiel à l'ancien régime mit Konfettiwerfen. Wir entwaffnen ihn durch Preisgabe unsrer Reize, wie er sich auch wehren möge! — Bismarck hatte keinen gutartigen Charakter, wie er selbst zugestand, und seine Politik auch nicht. Unsre Politik hat keinen bösartigen Charakter, denn lieber hätte sie gar keinen. Sie wurzelt in der Passionszeit. Nach abgetaner rechten Backe bieten wir um Christi willen, des großen Dulders, die linke dem Streiche dar, auf daß wir uns abhärten, denn nichts geht über ein dickes Fell. — Der Abwesenheit selbstsüchtiger Tendenzen in unsrer Politik (soweit sie fiskalischer Natur) konnte natürlich auf die Dauer niemand widerstehen.

Die fremden Regierungen strichen denn auch die Segel und wurden zur öffentlichen Bewunderung unseres genialen Verfahrens fortgerissen. Sie wagen sich, vermutlich aus Ehrfurcht, nicht mehr an uns heran und regulieren ihre Angelegenheiten und unsre unter sich. Sie werden auch nicht wagen, uns den durch keinerlei sinnlichen Beigeschmack getrübten reinen, ästhetischen Friedensgenuß zu rauben.

Vor 100 Jahren führte das unerschütterliche Ruhebedürfnis und die sonstige Unzulänglichkeit Friedrich Wilhelm III. unter der Devise der „Politik der freien Hand" die Fremden und die Fremdherrschaft ins Land. Mit anderen Worten, wir waren von Gott und Menschen verlassen als die Katastrophe hereinbrach. Allein den wankelmütigen, unentschlossenen, furchtsamen und geistig unzureichenden König trifft die Schuld an dem Unglück und nicht seine Staatsmänner, die eine servile Geschichtsschreiberei als Sündenböcke frisiert. Denn ob der minderwertigere Haugwitz mit seinem französischen Bündnis durchdrang oder Hardenberg mit seinem russisch-österreichisch-englischen, blieb sich ziemlich gleich; doch für eines der beiden mußten wir uns rechtzeitig entscheiden. Wir waren das Zünglein an der Wage und brachten jeder der beiden Parteien unbestreitbar den Sieg. Unsre Politik war indes so wackelig, daß wir trotz dieser dominierenden Stellung von Freund und Feind en canaille behandelt wurden, da wir weder Furcht noch Hoffnung einflößten. Soweit hatte der zu keinem Entschlusse fähige König Preußen heruntergebracht.

Das heutige Deutschland ist immerhin noch eine respektable Macht, wenn auch sein Ansehen tief unter seinen wirklichen Wert gefallen ist.

Leichten Herzens wird niemand den Streit mit ihm vom Zaune brechen. Deutschland hat überall Interessen, es gibt keinen Ort, wo es interessenlos ist, selbst in Korea und Marokko nicht. Mit diesem nackten, realen Zustande der Dinge kontrastiert seltsam die gänzliche Wurschtigkeit für irdische Ereignisse von Wert und das alles übertönende Friedensgeheul der Reichspolitik. So sicher der russisch-japanische Krieg die beste Ergänzung der Kruppkanone Modell 96 ist, so sicher wird er nicht die Ergänzung der Politik Modell „Neuer Kurs" sein, so unglaublich das auch erscheinen mag!

Daß der gänzliche Zusammenbruch unsrer Politik sich so lange verzögert hat, macht der Klugheit der Konkurrenz, die sie durch kleine Geschenke bisher aufrecht erhielt, alle Ehre. Kraft des ihr innewohnenden geistigen und sittlichen Gehaltes mußte sie längst verkracht sein samt ihren Conférenciers! — Mit dem Kotau vor dem civis germanus ist es also vorläufig noch nichts!

Die englischen Krankheiten Michels. Unsere Krankheiten englischer Herkunft sind drei an der Zahl. Die erste ist die Rachitis, zu deutsch schlechte Zusammensetzung der Nahrung und schlechte Luft. Sie wird hauptsächlich durch das Überfüttern der Kinder mit chemischem Zucker erzeugt. Das Sättigungsvermögen des reinen, nur Kohlehydrate enthaltenden Zuckers und seine Neigung zur Bildung von knochenauflösender Milchsäure verhindern die Kinder zur Aufnahme genügender Mengen Nährsalze, namentlich der zum Aufbau des Knochengerüstes so wichtigen Kalksalze. Die schlechte Luft vermindert die Oxydation des Blutes d. h. die Verwertung der Nährstoffe im

Blute. Durch den gänzlichen Wegfall des chemischen Zuckers in jeder Form und Mischung und der Kartoffel in der Nahrung der Kinder bis zu 10 Jahren und einer ständigen Versorgung mit frischer Luft, können Eltern die Kinder vor diesem schweren Übel bewahren. In England tritt diese Krankheit am stärksten auf, weil der Zuckerverbrauch beispielsweise ein dreimal so großer ist als in Deutschland. Der große Bedarf der Kinder an Kohlehydraten kann durch andere passende Nahrung, die zugleich Nährsalze enthält, gestillt werden. Die weise und tatkräftige Regierung hat die Legionen der krummbeinigen, rachitischen Kinder wohl bemerkt und versorgt sie in ihrer väterlichen Weise mit Bonbon- und Chokoladeautomaten. — Die zweite Krankheit ist die Anglomanie d. h. unsere Freundschaft zu dem Engländer, „wie er sich räuspert, und wie er spuckt". In der Nachahmung dieser Eigenschaften haben wir gute Fortschritte gemacht. — Die dritte Krankheit ist die Anglophobie d. h. die Feindschaft gegen die Überlegenheit der Staatsleitung des Engländers und gegen seine persönlichen Tugenden. Mit in der Tasche geballter Faust sind wir verurteilt zu der unerreichbaren, nur dem Vaterlande dienenden englischen Staatskunst hinaufzusehen, und uns instinktmäßig zu beugen vor ihrer Kehrseite, dem stolzen, schweigsamen, patriotischen und verläßlichen Gentleman. Lauter Dinge, die nicht für uns da sind; daher der Neid der Besitzlosen und ihr Gebelfer. — Es könnte erscheinen, als ob dieses Thema nicht zur Sache gehöre, doch sind jene drei Mängel derart allgemein, daß eine Besprechung nicht umgangen werden kann, zumal sie noch ein naturgetreues Negativ Michels liefert.

Kontrolle. Unser ganzes Staatswesen ist ohne Kontrolle, wie schon wiederholt erwähnt ist. Die Zivilbüreaukratie hat die Schablone und die Militärbüreaukratie den Besichtigungskoller. Von beiden grundverschieden ist die ruhige, wachsame, unangesagte, unschematische und tamtamlose Kontrolle. Der Dienstbetrieb des vor 25 Jahren verstorbenen Kavalleriegenerals Schmidt ist ein klassisches Beispiel, wie die Kontrolle gehandhabt werden soll, abgesehen von dem für alle Zeit gültigen Friedrich Wilhelm I. Bei der beständigen Verwechslung von Ursache und Wirkung glauben wir das Wesentliche mit der Verfügung erledigt zu haben und vernachläßigen die fortgesetzte, wirksame Kontrollierung ihres Wertes.

„Neuzeitlicher Reformgeist". Zeichen einer ebenso erklärlichen wie bedauerlichen Geistesrichtung sind es, daß wir aufgedeckte Gebresten durch Überkleben nach der Manier von Litfas' Erben und durch Verfolgung des Entdeckers heilen wollen. Man erspähet den historischen Splitter im Auge des Entdeckers, trotz des Balkens im eigenen. Er wird mit Pech und Schwefel eingerieben und öffentlich verbrannt, und der Büttel schreit unter die Menge: „Da haben Wir wieder einen erwischt, und der wollte Uns Moral trompeten! Diese Frechheit! Zu allem sonstigen Ungemach fehlte nur noch das Raisonnieren! So wird es allen ergehen, die an Unserer Unfehlbarkeit zweifeln!" Dixi! — Die Unfehlbarkeit hat ihre Mucken, und ihr ist schwer beizukommen. Durch Güte nie, durch ernste Vorstellungen höchst selten; zumeist war es der Gewalt vorbehalten, sie in dem festen Glauben an sich selbst zu erschüttern. — Einige herzhafte Lügen,

einige schneidige oder kalmierende Redensarten, und es wird fortgewurstelt im alten Geleise!

Eine tieftraurige Nachricht geht durch die Tagesblätter: Der Gerichtsherr, General v. Tippelskirch, und sämtliche Richter im Prozeß Bilse, die einzigen Lichtstrahlen in diesem dunklen Ereignis, sind verabschiedet! Sonach wäre es doch wahr, was von dem dementierten Unwillen unserer „Unfehlbaren" über die rücksichtslose Offenheit jener ehrlichen und charakterfesten Männer berichtet wurde. Also hoffnungslos!

Bürgerliche Demokratie. Wir sind, wie gesagt, nicht ohne Lichtblicke. Der Unwille über das turbulente und hochfahrende Auftreten der unfreiwilligen Liquidatoren der absterbenden Zeit und ihre sichtbare innere Leere hat weithin um sich gegriffen. Der beste Teil des Volkes entdeckte ihre unüberwindliche Abneigung gegen Lernen und Vergessen und blieb die Antwort nicht schuldig. Der schon von Stein, Blücher, Gneisenau und Hardenberg ersehnte „demokratische Druck" ist da. Er bildet die Vorhut der im Aufmarsche begriffenen großen bürgerlich-demokratischen Bewegung, die noch führerlos teilweise bei der sozialdemokratischen untergetreten ist. Sie denkt jedoch nicht daran dort zu bleiben und hofft sogar nach Herstellung ihres eigenen Lagers und Führergerippes auf viele Überläufer aus dem Lager des Gastfreundes. Bisher hat uns der „demokratische Druck" als Morgengabe schon die Verlangsamung des Verfalls gebracht.

Wollt Ihr nun beharren bei Eurer alten und einzigen Weisheit, das Ruhende nicht zu bewegen, und das in Bewegung Geratene sich selbst überlassen?

Wollt Ihr auch fernerhin aus der Hand in den Mund leben und Euch schützen durch die Tradition und die schönen Mittelchen aus Eurer büreaukratischen Hausapotheke? Wollt Ihr fortfahren in Eurer Demagogie und das Volk aufwiegeln durch Taten wie Unterlassungen? Man wird Euch dann schmerzhafter als bisher die Würmer einzeln aus der Nase ziehen unter Verwünschungen und Steinwürfen! Hier hilft nur eine Radikalkur an Haupt und Gliedern. Männer von Kopf und Herz, Führer großen Stiles, müssen herbei und die Charlatane zum Tempel hinauswerfen mitsamt ihren „neuzeitlichen" Kulturträgern, der Menschenfurcht, dem Großmaul und der allgegenwärtigen Lüge!

Doch keine Hoffnung auf Umwälzungen in den höheren Regionen! Kraft dem Naturgesetz können sie sich nicht verändern oder gar verbessern, da ihnen der freie Wille fehlt. — Vorhanden sind die Männer, die Deutschland erretten können. Aber Ihr werdet sie nicht finden, Ihr seid gezwungen, Euch ewig zu vergreifen! Das ist das Schicksal der Mittelmäßigen!

Schlußbetrachtungen. Dies alles, lieber Michel, gehört zur Wehrkraft der Nation und noch viel mehr! Wir stellten Dich auf eine hohe Warte, damit Du des Reiches Herrlichkeit überblicken konntest. Wie gefiel sie Dir? Du siehst verblüfft und angegriffen aus. Gebrauche schnell Dein altes Hausmittel und gieße einen hinter die Binde! — Heer und Volk sind heute nicht mehr zu trennen. Um den Verfall des Heeres zu verstehen, bedurfte es eines Überblickes über den Verfall des Volkes und seiner Führung. Was kommen mußte, ist pünktlich eingetroffen und hat keinen urteilsfähigen Kopf

überrascht. Das Volk war von dem einseitigen industriellen Aufschwung so benommen, daß es von der Außenwelt nichts mehr bemerkte. Erst nachdem der industrielle Aufschwung sich übernommen hat, sieht es sich erschrocken mit aufgesperrtem Maule nach gebratenen Tauben um in der bekannten denkfaulen und selbsthilfefeindlichen Attitude. — Für den Aufstieg konnte sich die Armee allein nicht kaprizieren, weil alles bergab ging. Sie marschierte zwar hinterdrein, doch mit viel kürzerem Abstand, als ihn der jährliche Aufwand von 700 Millionen Reichsmark rechtfertigen kann. Mit dem Verharren auf einsamer Höhe, wie die Verheißungen immer lauteten, war es nichts. — Über die Verwendung ebenso kostspieliger als nutzloser büreaukratischer Mittel zur Ausnützung der gewaltigen Bewegungen der Neuzeit ist die Regierung noch nicht hinausgekommen. Der Entfesselung und Urbarmachung von Volkskräften steht sie völlig rat- und tatlos gegenüber, und das ist ihrem Herkommen nach natürlich; sie kann nichts dafür.

Wir leben in der größten Krise seit der Reformation. Wird sie überwunden oder wird sie aus Mangel an Einsicht und Gemeinsinn und Überfluß an Selbstsucht und Indolenz wie damals den Bauern- und den dreißigjährigen Krieg hervorbringen? Der Gemeinsinn ist weit geringer als 1866 und 1870, da er durch unlautere Mittel, unter denen die Lüge voraufgeht, aufgerieben wurde. Die Nachfrage nach Rechten, obwohl maßvoll berechtigt, hat eine gefahrvolle Ausdehnung angenommen. Das Angebot von Pflichten dagegen, der Sinn für honette Bezahlung der Rechte, hat sich im gleichen Maße vermindert; wir sind unreell geworden. In Ge-

nüssen und Ansprüchen ist das Volk in allen Schichten unmäßig geworden, und nur in seinen Leistungen übt es eine weise Beschränkung. Falls es nicht gelingt, das Pflichtgefühl und den Gemeinsinn ganz erheblich zu verbessern, so muß Deutschland schon an den Forderungen der Parteien und anderen Interessenten zu Grunde gehen, denn ihre materiellen Bedürfnisse in dem verlangten Sturmschritt zu befriedigen, geht über seine Kräfte, zumal es von allen Staaten allein sozialpolitisch belastet ist. Mit Naturnotwendigkeit muß es der unbelasteten Konkurrenz auf dem Weltmarkte unterliegen. — Ein Unglück ist, daß wir uns die Vorstellung nicht abgewöhnen können, die hohe Obrigkeit bedeute das Vaterland und alles von oben herab nach dem Pensionsverfahren erwarten. Wir reflektieren alle auf die Civilversorgung und fragen gleich dem Soldaten nicht, woher die Mittel kommen. Es wird uns nichts übrig bleiben als selbst Hand anzulegen, denn die meisten Regierungen heben sich von dem Durchschnitt des Volkes nicht ab und bieten daher keine sichtbare Führung. Sie stehen außerdem in dem begründeten Verdacht, daß sie ohne Befriedigung ihrer alten Jugendsünde, des kurzsichtigen Sonderinteresses, auch heute noch nicht existieren können. Diese Sonderinteressen, das Kleben an traditionellen Äußerlichkeiten und formalistischen Machtfragen, schwächen die bürgerlichen Parteien ebenso, wie sie die sozialdemokratische verstärken. Die meisten Fürsten und Regierungen konnten sich bisher nicht entwöhnen von der Auffassung ihres „Selbstzweckes". Es ist aber die höchste Zeit, daß sie ihre Mission als „Mittel zum Zweck" betätigen, da sie sonst auch den letzten bürgerlichen Rückhalt verlieren.

Die vorgeschlagenen Reformen und andere — es wächst noch viel Unkraut im Weinberge des Herrn — gedeihen nur auf dem Boden der Wahrheit und Öffentlichkeit, diesen Hochwachten gegen den Verfall. Da selbst die größten Geister an dem Mangel an Licht und Wahrheit dahinsiechten, so sollen die Mittelmäßigen sie uns nicht verekeln. Milliarden und Milliarden werden von der Heeresverwaltung gefordert, und die Nachfrage nach ihrer Verwendung ist — verboten! Welche unerhörte Anmaßung! Das ist der Geist der irdischen Unverantwortlichkeit mit den sehnsuchtsvollen Erinnerungen an die Zeiten der Willkür! „Car tel est mon plaisir", und niemand hat sich darum zu kümmern! Und wie kindisch das fortgesetzte Geflenne: „Mama, die andern Jungen lachen uns aus!" Lacht wieder, wenn Ihr Geist und Witz habt! Jedes Gelächter verstummt beim Fehlen des Reizes! Beseitigt die Ursache, wenn Euch die Wirkung mißfällt! Wir bitten dringend darum!

Die Wissenschaft von der Armee soll Gemeingut werden, damit ihre Tugenden und Untugenden sichtbar sind und uns nicht überrumpeln. Wir wollen den Schleier hinwegziehen von den delphischen Marsmysterien, auf daß uns der pythische Dreifuß nicht das Geld aus der Tasche orakele, und wir obendrein noch verhauen werden. Wir wollen verhüten, daß die „deutsche Macht" sich weiterbilde zu einem Phantome und zerschelle wie 1806. Nur die beschränkten Köpfe leben ausschließlich von eigenen Ideen, die guten werden dankbar auch die Ideen anderer verwerten. Bis jetzt ist die Wurst nur angeschnitten. Möchte diese Schrift Nachfolger finden in hellen Haufen, aber nur solche,

die sich weder durch oben noch unten, weder durch rechts noch links beirren lassen, sondern ihr Scherflein unbeirrt auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. In diesem Sinne: Vivant sequentes!!!

Abschied. Die Mitternacht zog näher schon, lieber Michel, wir wollen nunmehr scheiden. Lebe wohl und gute Besserung! Du bist mit der Zeit mündig geworden, handele daher endlich wie ein Mann! Vor allem suche Dein Gedächtnis wieder zu erlangen, das Du damals mit dem Charakter verlegtest!

Hüte Dich vor Roßtäuschern, die im Lande herumgaloppieren und ihre Rechnungen mit langsichtigen Zahlungsversprechen begleichen! Glaube nicht den Propheten, so unter Donner und Blitz einherschreiten mit ihren apokalyptischen Weissagungen! Vertraue nicht angeblichen Genies, die Dir von der Konkurrenz auf den Hals gelobt werden! Denke an das von der Weltgeschichte in den Heiligenstand erhobene Wort des alten Schweden Oxenstjerna: „Du glaubst es nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird“ und fasse Vertrauen zu Dir! Du mußt endlich klüger werden als die Polizei erlaubt und endlich Deine unergründete Geduld verlieren! Mißtraue den großen Worten und verwechsle sie nicht mit Taten! Laß Dich nicht blenden durch zweierlei Tuch und blanke Knöpfe, wie die Weibsbilder! Denn das Konto für die Sünden im Frieden wird auf dem Schlachtfelde ausgeglichen. Setze dem stürmisch verlangten blinden Vertrauen ein gesundes Mißtrauen entgegen! Hoffe nicht auf Hilfe von außen, etwa von oben, da Du nur gesunden kannst von innen heraus! Soweit Du Deinen hilfeflehenden Blick hinaus sendest, Du erspähest nur alltägliche Gesichter, die selbst sehr hilfsbedürftig aussehen!

Hilf Dir selbst, denn Du hast keine Zeit mehr, müde zu sein!

Falls Dir jedoch Dein Durst und Dein auf der „Jagd nach dem Glück" für die Außenwelt getrübter Blick hinderlich sind, Deine öffentlichen Angelegenheiten selbst zu besorgen, und Du erst dazwischen fahren willst mit der gepanzerten Faust, sobald sie Dir das Bier und den Tabak verteuern, so hast Du noch eine Weile Zeit zum Schlafen! Schimpfe Dich dann gehörig aus hinter der Bierkanne zur Erlangung der nötigen Bettschwere, erwarte weiter das Glück von oben und schlummere fort in Frieden! Wenn es so weit ist, wird man Dich schon wecken, denn bei der Bezahlung der Zeche wirst Du ganz notwendig gebraucht! Dieses Amt ist Dir verbürgt durch die Tradition!

Uns aber treibt die Sorge um Dich hinaus in die stockfinstere Nacht. Das unnütz vergossene Blut der Vorfahren jagt uns die Zorn- und Schamesröte ins Gesicht. Wir können nicht wie die Kanonen Krupps in ehrfurchtsvollem Schweigen verharren. Schreien müssen wir es dem Sturme:

Das Vaterland ist in Gefahr!

Und Ihr bebrillten, historischen Narren, Ihr merkt es wieder erst, wenn es Hiebe hagelt!

1) Seite 50.

Auf Grund der Hemmung des Rücklaufes können wir ein von einem Mann getragenes und bedientes kurzes Einzelladergewehr von etwa 15 kg Gewicht herstellen, das bei Kal. 25 mm eine mit Zeit- oder Aufschlagszünder versehene (ca. 150 gr. schwere Granate bis 1500 Meter mit Präzision wirft. Ein Geschoß von dieser Größe mit starker Rauchentwickelung ist bis auf jene Distanz noch genau zu beobachten. Mit 1—2 derartigen Distanzierungswaffen, die ein schnelles Messen von einem Punkte ermöglichen und fast unabhängig sind von den Beirrungen durch die Witterung, könnte jede Kompanie ausgerüstet sein. Bis jetzt ist besseres nicht vorhanden, und bei dem ungeheuren Werte der Kenntnis der Entfernungen können wir uns auf ihre Schätzung mit dem Auge nicht mehr begnügen. – Es ist ein großer Irrtum, daß sich die Mehrwirkung der modernen Waffen durch ihre verflachte Geschoßbahn von selbst einstelle. Vorläufig bilden die vergrößerte Schußweite, das durch Schießen im Knieen und Liegen sowie Vor- und Rückgehen im Kriechen verkleinerte Ziel und die aufgelöste Gefechtsordnung die Abwehr gegen den rasanten Schuß, denen sich bald noch weitere Schutzmittel zugesellen werden. Die neue Waffe verlangt somit eine geübtere Handhabung als die alte. In der Hand des mittelmäßigen Schützen, wie sie zurzeit alle Armeen, die deutschen eingeschlossen, heranbilden, kann ihre Feuerkraft nicht entfernt ausgenützt werden. Wo es außer bei Nachtgefechten, starker Minderheit auf einer Seite und Überraschungen zum Bajonettkampf kommt, kann es sich nur um mangelhafte Ausnützung des Feuervermögens der Waffen handeln.

2) Seite 51.

Eine weitere Rückständigkeit soll hier anmerkungsweise noch erwähnt werden. Unsere Gefechtsdisziplin wird der Mannschaft überwiegend im Vorgehen, in der offensiven Form beigebracht. Ebenso hoch, wenn nicht höher, steht ihre Aneignung durch die defensive Form, durch Rückgehen, die durchaus nicht gegen den offensiven Geist der Truppe verstößt. Zum mindesten müßten beide taktische Formen zu gleichen Teilen berücksichtigt werden. Mit einer Truppe, die in voller Ordnung willkürlich das Gefecht abbrechen kann unter Wahrung aller technischen und taktischen Vorteile, ist alles zu machen. Die Blüte der Disziplin zeigt sich beim Rückzuge. Die landesübliche Radomontade, daß „die Preußen nur gewöhnt sind zu avancieren", ist unhistorisch und naßforsch, und sie verhindert die Vertiefung der Disziplinierung.

3) Seite 64.

Platenliden.

Iliaden, Odysseen
Kündigst du uns prahlend an,
Und wir sollen in dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst! –
O, ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Hier ist Rhodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt!
Oder trolle dich und schweige,
Wenn du heut nicht tanzen kannst.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen bar, was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland
Haben nie Kredit begehrt.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22385 2853

Wollten keine Ovationen
Von dem Publiko auf Pump,
Keine Vorschuß-Lorbeerkronen,
Rühmten sich nicht keck und plump.

Tot is längst der alte Junker,
Doch sein Same lebt noch heut —
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit.

Das sind Platen's echte Kinder,
Echtes Plateniden-Blut —
Meine teuern Hallermünder,
O, ich kenn' euch gar zu gut!

H. Heine.

4) Seite 72.

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es tut nichts Gut's, er tut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Er hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Adelbert v. Chamisso.

5) Seite 79.

Es soll den Offizieren nicht vergessen werden, daß sie seit 2 Jahren an der aus dem Volke hervorgegangenen Mäßigkeitsbestrebung freiwillig erheblichen Anteil genommen haben. Wir stehen aber noch ganz am Anfang dieser hochedlen Bestrebungen. Bevor nicht das ganze Offizierkorps inkl. dem bayrischen, die Hochschulen und der Unteroffizier gewonnen sind, ist an eine Befestigung und Erweiterung der eroberten Gebiete nicht zu denken. Die Regierung und die Volksvertretung werden natürlich im entscheidenden Augenblicke von Traditionswegen versagen. Amen!

6) Seite 85.

Da wir der Freiheit, wie ihre Natur verlangt, nicht mit der Bildung vorauf-gegangen sind, so müssen wir ihr schleunigst folgen, damit sie nicht in die Irre gehe und zucht- und führerlos alles zertrete. Die rein geistige Ausbildung bleibt jedoch Stallfütterung, der körperlichen und sittlichen gebührt die gleiche Geltung.

7) Zu den letzten 14 Zeilen der Seiten 36 u. 108 über „Feldwebelwirtschaft und mangelhafte Kontrolle durch die Offizlere": **Berufene Geister werden hierdurch aufgefordert, in die Feldwebelwirtschaft der Bezirkskommandos hineinzuleuchten!!!**

Der Verfasser bittet, diese Schrift wenigstens zweimal zu lesen.